Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 16 (1934)
Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Nationalbibliothek
Bern

Winterthur, 18. Mai 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 20

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postscheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Winkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Inland.

An dem sehr stark besuchten diesjährigen Maitreffen der Jungliberalen vom letzten Sonntag in Solothurn sind diese nun mit ihren **Richtlinien zur Totalrevision der Bundesverfassung** hervorgetreten. Darnach sollen von unsern alten Volksrechten erhalten bleiben: die Volkssouveränität (also Ablehnung des Führergedankens), Rechtsstaat und Rechtsgleichheit, Föderalismus (Ablehnung der Gleichschaltung und der Rassentheorien), Garantie der persönlichen Freiheit (Ablehnung des totalitären Staates), Glaubens- und Gewissensfreiheit, Pressefreiheit (geregelt durch ein Pressegesetz), ebenso Versammlungs- und Vereinsfreiheit (unter Vorbehalt der öffentlichen Ordnung) usw.

Revisionsbedürftig hingegen ist das Verhältnis Staat — Wirtschaft. Es soll ein Wirtschaftsrat gebildet werden, dem die Ordnung der Wirtschaft und die Durchsetzung von wirtschaftlicher Gerechtigkeit obliegt. Dabei aber kann es sich nicht darum handeln, einfach irgendein System des Korporativismus in die Verfassung einzuführen, doch muß der Bund die Befugnis erhalten, darüber zu legiferieren.

An Bundesrat und Parlament soll auch weiterhin festgehalten werden, doch sind auch hier Reformen angezeigt: Herabsetzung der Mitgliederzahl des Nationalrates auf 140, Festsetzung einer Altersgrenze, Beschränkung der Amtsdauern, Verbesserung des Proporzverfahrens, Erhöhung der Unterschriftenzahl bei Referendum und Initiative usw.

Aus Großen Räten: Im Großen Rat des Kantons Luzern wurde eine Motion von sozialistischer Seite erheblich erklärt auf Erhöhung der Mitgliederzahl des Erziehungsrates und der Wählbarkeit der Frauen in die Erziehungsbehörden. Der st. gallische Große Rat hat eben in erster Lesung ein neues Wirtschaftsgesetz durchberaten, das u. a. das Verbot des Morgenkornapfes vorsieht. Im zürcherischen Kantonsrat rief eine Interpellation über die politische Tätigkeit von Ausländern (gemeint war vor allem Dr. Adler, der in Zürich ansässige Sekretär der 2. Internationale) einer erregten Debatte.

Die Frage von „unerwünschten Ausländern" ist kürzlich auch im **Bundesrat** zur Sprache gekommen. Er ist entschlossen, in dieser Hinsicht seine ihm dem Lande gegenüber obliegenden Pflichten mit aller Bestimmtheit zu erfüllen. In dieses **Kapitel** gehört auch die durch den Bundesrat erfolgte energische Verwarnung des in Lugano erscheinenden Organs der schweiz. Fascisten in Italien „Il Fascista Svizzero" wegen verleumderischer Denunziationen von in Italien ansässigen nicht fascistischen Landsleuten, namentlich des Schweizerkonsuls Biaggi in Mailand.

Im Fernern konnten mit **Italien** wichtige **Erleichterungen** im Touristenverkehr, im Aufenthalts- und Niederlassungswesen, in der Berufsausübung von Schweizern in Italien und umgekehrt, in der Anerkennung der Diplome der E. T. H. durch Italien und der Zulassung von Italienern zu den eidgenössischen Staatsexamen für Mediziner, Apotheker und Veterinäre vereinbart werden.

Und endlich kann die erfreuliche Tatsache gemeldet werden, daß die **Zahl der Arbeitslosen** um ein Beträchtliches abgenommen hat: Vom winterlichen Höchststand von 99,000 ist sie auf Ende April auf 54,000 zurückgegangen und bis zum Hochsommer hofft man ihre Zahl noch auf 40,000 herabmindern zu können.

Ausland.

Letzten Montag ist in Genf der **Völkerbundsrat** zusammengetreten. Zwei Probleme stehen im Vordergrund der Beratungen: Die Saarfrage und die Abrüstung, letztere eigentlich mehr als Diskussion „hinter oder zwischen den Kulissen".

Die **Saarabstimmung** ist ein überaus heikles Problem. Der Präsident der saarländischen Regierungskommission Knox wurde angehört, Vertreter der saarländisch-nationalsozialistischen „Deutschen Front", der saarländischen Sozialdemokraten und des saarländischen Katholizismus sind in Genf zur „Aufklärung" eingetroffen. Der Sonderausschuß hat dem Völkerbundsrat bereits einen Bericht vorgelegt über die Einsetzung einer neutralen Abstimmungskommission und eines Abstimmungsgerichtes. Andere Fragen harren noch der Erledigung.

Die Aussichten für die **Abrüstung** sind trostloser denn je. Die in Genf anwesenden Großmächte sollen vereinbart haben, für den Fall, daß an der Tagung der Generalkommission vom 29. Mai sich keine Möglichkeit für eine Fortsetzung der Abrüstungsarbeiten zeige — was mehr als wahrscheinlich ist — dem Völkerbundsrat einen Bericht über die Situation zu übermitteln, worauf dieser dann eine Kommission einsetzen werde, die eine ev. spätere Fortsetzung der Abrüstungsbestrebungen zu prüfen habe. Die Türe soll also doch noch ein Spältchen offen bleiben.

In **England** hat übrigens Simon der Jahresversammlung des Bundes britischer Frauenvereine im Namen der Regierung die Zusicherung gegeben, daß er nichts unversucht lassen werde, um in Genf eine Abrüstungskonvention zu Lande zu bringen, auch MacDonald soll in ähnlichem Sinne eine Botschaft an die Frauen gerichtet haben.

Deutschland scheint es doch nicht ganz wohl dabei zu sein, durch seine vorweggenommene Aufrüstung die Abrüstung auf dieses trostlose Geleise gebracht zu haben. Es hat seinen Sonderbeauftragten von Ribbentrop nach London gesandt und Hitler hat eben vor dem 2. deutschen Arbeitskongreß erklärt: „Von uns wird der Friede niemals gebrochen werden". Auch Goebbels fand es — nach seiner Zweibrückenrede allerdings — nötig, zu betonen: „daß er allein schon das Reden von einem Kriege für verbrecherisch halte."

Für **Frankreich** bedeutungsvoll war der große Kongreß der Radikalen vom letzten Sonntag in Clermont-Ferrand. Die Politik Herriots auf Unterstützung der nationalen Regierung wurde mit überwältigendem Mehr gebilligt, wenn es auch nicht an kritischen Stimmen besonders über die gegenwärtige Außenpolitik der Regierung fehlte und der Geist Briands mehr als einmal heraufbeschworen wurde.

In **Rom** sind die in dem italienisch-österreichisch-ungarischen Freundschaftsabkommen seinerzeit vorgesehenen **Wirtschaftsprotokolle** über die gegenseitige Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen nun abgeschlossen und unterzeichnet worden.

Auf dem **Balkan** herrscht gegenwärtig eisriges politisches Leben. Der bulgarische Außenminister war in Belgrad, der türkische in Bukarest und hernach mit dem rumänischen zusammen ebenfalls in Belgrad. Etwas politische Phantasie kann sich da unschwer ausmalen, daß dabei allerhand an Balkanproblemen besprochen wurde.

Im **arabischen Kriege** ist bereits ein Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Zu Pfingsten.

Ubi et quando visum est Deo.

„Wo und wann es Gott gefällt"! Unter diesem Thema hat die Reformation von Pfingsten, vom heiligen Geist geredet: Gott gibt seinen Geist wo und wann es ihm gefällt.

Wenn aus dem toten Gott unserer Weltanschauung der lebendige Gott wird, wenn aus „dem Göttlichen" unser Gott, der Vater Jesu Christi wird, wenn aus dem Gott unserer Gewohnheitskirchlichkeit der Gott unseres Lebens und Sterbens, der Gott unserer Arbeitstage und Leidensnächte, der Gott unserer Schuld und unserer Vergebung wird, wenn das geschieht, dann feiern wir Pfingsten, dann ereignet sich die Tatsache des heiligen Geistes.

Nun geschieht dies aber „wo und wann es Gott gefällt". Es geschieht nicht, wenn wir in Stimmung sind, es geschieht nicht, wenn wir bereit sind (denn wann wären wir wohl bereit, für und vor Gott bereit?), es geschieht nicht, wenn wir gerecht genug sind, es geschieht nicht im vorbestimmten Kirchenraum, es geschieht nicht in dieser oder jener Richtung, in dieser oder jener Partei, es geschieht nicht bei der raffiniertesten Gebetstechnik, sondern es geschieht „wo und wann es Gott gefällt". Seiner Bereitschaft, seiner Gerechtigkeit, seiner Majestät und Herrschaft ist unser Pfingsten anheimgestellt. Himmelfahrt, das Fest des erhöhten Christus ist die Türe zur Ausgießung des heiligen Geistes. Das will uns schwer in den Kopf hinein, gerade uns Christen, dieser unerschütterliche Majestätsanspruch Gottes, der uns so ganz auf ihn abstellt, so ganz im unfaßlichen Wunder verankert, so ganz aus der vielgepriesenen Lebenswirklichkeit herausreißt in die Glaubenswirklichkeit hinein, wo unser Regiment aufhört, wo gar nichts übrigbleibt auf unserer Seite als eine ausgestreckte leere Hand, nicht mehr, aber, wolle Gott, auch nicht weniger!

Unsere Zeit muß es unter tausend Schmerzen und Qualen wieder einmal erfahren, was es auf sich hat, wenn wir dieses „ubi et quando visum est Deo" vergessen, vergessen wollen. Ist all die heutige Not nicht die Not unserer unfrommen oder auch frommen Selbstbehauptung, die in immer neuen erschütternden Anläufen ihr: „Jetzt! Hier!" ruft und vergessen hat zu rufen und zu schreien nach dem Jetzt und Hier Gottes, zu schreien „von einer Morgenwache bis zur andern"? In unserem Leben, in deinem und meinem, ist allerhand Geschrei, ist allerhand Harren und sehnsuchtsvolles Ausschauen, aber ist es nicht letztlich immer ein Schreien nach mir selber, nach meiner Kraft, meinem Ausweg, meiner Herrschaftsbestätigung?

Ist es da nicht die große Freundlichkeit Gottes, die sich nichts, rein nichts aus den Händen reißen läßt, der es nun wunderbarerweise für uns nicht gut genug ist, wenn wir an uns herum doktern, die es nicht tut unter der letzten ganz großen Hilfe, der Hilfe Gottes, der Erlösung? „Jetzt! Hier!" rufen wir, und es wird Leid und Verirrung und Krise. „Jetzt! Hier!" ruft Gott, und es wird Pfingsten, heiliger lebendiger Gottesgeist.

Es wird —, wo und wann Er will, aber es wird; wo und wann es Ihm gefällt, aber es gefällt Ihm. Es bricht herein, wohl mitten in der Nacht, aber es geschieht wahrhaftig: und uns des Lichtes Kinder macht. Das ist das große Geheimnis des Evangeliums, daß da, wo mit Gott und nur mit ihm gerechnet wird, mit seinem freien Wohlgefallen, daß da nun auch das Wunder geschieht, daß es Gott gefällt im Regiment zu sitzen und alles wohl zu führen, daß aber gerade da, wo Gottes lebendiger Geist uns trifft, wir immer wieder neu in die Begrenzung, in den Abstand gesetzt werden, es demütig und vertrauensvoll, verzweifelt und getrost heißt: Wo und wann es Dir gefällt. „Wo und wann es Dir gefällt" in meinen Nöten und in meinem Gelingen, in meiner Schuld und Uebertretung, in meinem Empfangen und Fahrenlassen, in meinen hellen und meinen schwarzen Tagen, wenn die Geister des Morgens und die Dämonen des Abends am Werk sind: möge der Ruf dann gehen nach dem Wohlgefallen Gottes, unseres Herrn, unseres himmlischen Vaters. Auf daß der Schrei des Glaubens dann auch die Antwort und Verheißung des Glaubens hören möge: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen." Höre Menschenkind: nicht an Gottes Laune, sondern an Gottes Erbarmen!

Dora Scheuner.

Frau und Demokratie.

M. R. Die Reihe der von der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie" in Zürich veranstalteten Vorträge fand in einem Referat von Nationalrat Dr. Oeri, Basel, ihren gehaltvollen Abschluß.

Einleitend legte Dr. Anni Vollenweider in sympathischen Worten die Gründe dar, die in diesen Zeiten politisch-geistiger Aufgewühltheit zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft geführt haben. Sie erneuert das Bekenntnis zur geistigen Grundhaltung der Schweiz. Staatsform, der Demokratie, deren Fundamente es zu erhalten gilt.

Mit Spannung folgte man hierauf den Worten Dr. Oeris, der als Mann großer politischer Erfahrung seine „Gedanken zum Programm der Schweizerfrauen" Punkt für Punkt erläuterte.

Die Demokratie

ist für die Schweiz eine Selbstverständlichkeit; sie ist so wenig zu diskutieren wie die eigene Nase, die man im Gesicht hat und mit der man sich abfinden muß. Der beste Beweis dafür ist, daß auch die Anhänger der Diktatur von rechts, wie von links, behaupten, sie wollten die Demokratie (in ihrem Sinn natürlich). Die normale Demokratie beruht auf der Ausübung der obersten Staatsgewalt durch die Gesamtheit der unter sich gleichberechtigten Bürger, wie das Programm richtig definiert.

Im Ausland wird

der Parlamentarismus

vielfach der Demokratie gleichgesetzt; zu Unrecht: er ist vielmehr ein Stück der Demokratie und zwar das gegenwärtig am meisten angefochtene. Theoretisch könnte man das Parlament wohl ausschalten; wie soll aber die Regierung ohne Parlament den Willen des Souveräns, des Volkes, kennen lernen? Man kann sich ohne die Parlamente der Gemeinden, der Kantone, des Bundes keine Selektion der Regierenden vorstellen; denn hier lernt man die politisch Befähigten kennen. Ohne diese Möglichkeit, sich bekannt zu machen, würden die Einzelpersonen oder Gruppen in die Regierung gewählt, welche die lauteste Propaganda entfalten, d. h. praktisch: die größte finanzielle Macht hinter sich haben. Der Volkswille würde nicht verwirklicht werden; das heißt: wir hätten keine wahre Demokratie mehr. Und in unserer schweizerischen Demokratie darf und soll das Volk sogar denken.

Viele der Argumente, die gegen das Parlament vorgebracht werden, sind auf ausländischem Boden gewachsen; so vor allem der Unstabilität der Regierungen. Etwas Stabileres als unsere Regierungen gibt es beinahe nicht. Diese Stabilität hat ihre Vor- und Nachteile. Die Kontrolle durch die Volksentscheide, durch Referendum und Initiative, behütet unsere Regierungen vor dem Verrosten. So konservativ das Volk bei den Wahlen ist, so entschieden tut es bei den Abstimmungen seinen Willen kund und scheut sich nicht Regierung und Parlament ihr Werk vor die Füße zu werfen. Die direkte Demokratie wirkt sich auch als Kontrolle der Parteiherrschaft aus; die Desavouierung der großen Parteien und ihrer Führer durch die Volksentscheide ist sehr wichtig. Gewiß hat auch unser Halbparlamentarismus seine großen Fehler; die Neigung bei Gesetzeswerken, Kompromisse, populär Kuhhandel genannt, einzugehen, ist fatal; aber es ist schwierig, den verschiedenen berechtigten Interessen gerecht zu werden, die unter einen Hut gebracht werden müssen. Der größte Nachteil des Parlamentarismus ist die langsame Arbeit, die in Krisenzeiten, wie den heutigen, oft hemmend wirkt. Es wäre ein Notartikel in die Bundesverfassung einzubauen, um eine raschere Gesetzgebung in Krisenzeiten zu ermöglichen; man könnte dies wohl als Schutzimpfung gegen eine schwerere antiparlamentarische Vergiftung bezeichnen.

Vielfach wird heute einer Einschränkung des

Freiheits- und Persönlichkeitsrechtes,

besonders der Handels- und Gewerbefreiheit, das Wort geredet. Korporationen sollen die Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen zusammenfassen; der Staat würde als oberster Schiedsrichter hinüber begleiten soll, um als erbauliche und liebe Erinnerung auch den modernen Palästinareisenden in Europa Weggenosse zu sein. Etwa 50,000 Menschen pilgern auf den Ostersonntag nach Jerusalem! Und dabei kann man wirklich noch von Pilgern reden, die nach uraltem Gebrauch der Heiligen Stadt zustreben. Wenn man die Araber, von weither schon kommend, auf der staubigen und heißen Straße reisen sieht, so dürfte sich das Bild wiederholen, wie es bereits vor bald 2000 Jahren geschaut wurde, wenn kein Auto oder sonst modernes Fahrzeug sich im Blickfeld befindet. Mit einer Ruhe und Gleichmäßigkeit der Bewegung sondergleichen marschiert die Karawane vorwärts. Auf dem Spitzesel, einem geduldigen Esel, sitzt der Führer der Gesellschaft trotz der Hitze durch allerlei Tücher vermummt. Seine Gesichtszüge sind fast unbeweglich. Monoton treibt er den Esel an. Hinter ihm sitzt vielleicht noch ein Knabe. Dann folgen 3—4 Kamele, alle durch ein Seil mit dem Esel verbunden. Auf ihnen befinden sich arabische Reisende oder Lasten. Im schaukelnden, gleichen, wiegenden Schritt des Kamels geht es vorwärts Meile um Meile, Stunde um Stunde, ohne Notiznahme von der übrigen Welt. Familien, in dürftige Gewänder gehüllt, die Nacht wird meist im Freien zugebracht, am Straßenrand, in einem Gemäuer, oder unter Zelten, ziehen nur mit einem Esel versehen, daher, der die Frau und die Kinder trägt, während der Mann zu Fuß geht. Schlichtheit, Primitivität im höchsten Grade und doch ein in seiner Art zufriedenes, ja glückliches Menschentum sind hier vereinigt. Man kann sich lebhaft die Flucht nach Aegypten vorstellen, sich vergegenwär-

Gedanken zu Pfingsten.

Pfingsten — Ausgießung des heiligen Geistes! Für die Mehrzahl der Menschen von heute hat dieses Fest, wie kein anderes des Kirchenjahres, nur noch eine sinnbildliche Bedeutung. Weihnachten, Karfreitag, Ostern sind Gedenktage eines einzigartigen Lebenslaufes, sei er nun dem Einzelnen Legende, Geschichte oder Evangelium. Pfingsten aber ist Erinnerungsfeier eines rein mystischen Ereignisses, das mit der großen epischen Persönlichkeit auch nur in einem mystischen Zusammenhang steht. Kein menschlich rührendes Bild wie das des Krippenkindes oder des Gekreuzigten mit der Dornenkrone führt auch das unreligiöse Empfinden zum Geschehnis hin.

Doch als sinnbildlicher Begriff ist „Pfingsten" an Bedeutsamkeit umso reicher, weiter, und auf alle Zeiten wunschbezüglich. Geistige Erneuerung, Erleuchtung, Kraftgewinn aus der Wahrheit, all' das ist in Pfingsten inbegriffen. Keine Zeit ruft mehr nach Geisteserneuerung als die unsre. Selten war das Menschenbewußtsein so auf Abkehr von alten Zielen und Gütern gestellt und begierig auf eine Einströmung neuer Kräfte und auf ein neues Wissen um Menschenglück und -heil. Und nicht wie in ruhigeren Epochen wird das Bessere auf dem Wege der Entwicklung erwartet, es wird im Gegenteil als eine plötzliche Erscheinung und Verwirklichung einer in schweren Zusammenbrüchen erst unbeschimmbar erfühlten neuen Lebensgebarung erhofft. Die Stimmung, die auf dieses Neue drängt, ist ungeduldig, angriffslustig, stürmisch ertrotzend. Wille und Wunschgefühl sind mehr dabei betätigt als der Geist. Und damit wäre für den Erneuerungsdrang der Gegenwart die Hoffnung auf ein Pfingsterlebnis schon verwirkt, wenn nicht im Stillen Kräfte an der Arbeit sind, welche Not und Sehnsucht der Zeit in ein anderes Bereich tragen, fern von lauten Worten und unerreichbar der Verdüsterung des Hasses, der Lüge, der Machtgier. In trüben Wassern kann sich die Sonne rein nicht spiegeln; Läuterung ist es, die aller geistigen Empfängnis vorausgeht. In verwirrter, schwerer Zeit ist sie am notwendigsten und bedeutet schon eine Klarheit an sich. Wenn sie den Geist frei vom Einfluß verführerischer Parolen macht, ihm ein gerechtes, von den Einflüsterungen des Egoismus ungetrübtes Urteilen erlaubt, wenn sie der gereinigten Erkenntnis den Willen unterordnet und das Gefühlsleben der Herrschaft dumpfer Triebe entbebt, so daß es als lauteres Feuer einen edlen Willen zu entzünden vermag, dann ist Vorpfingstimmung geschaffen, welche der Einströmung der Kraft als einer freien Gabe des Schicksals wartet.

Uralte Erfahrung lehrt, daß Geschenke des Geistes, selbst wenn ihr Eintritt ins Bewußtsein in einen Augenblick aktiver Tätigkeit fällt, durch Sammlung und Stille angezogen werden. Pfingsten — geistige Erkraftung — verlangt vom Menschen Sammlung, Selbstbesinnung, um in ihm und durch ihn in der Menschheit wirksam zu werden. Einerlei, was Glaubens oder Unglaubens er ist, in seinem Innern schlummern seine Kräfte, in der Einkehr findet er sie. In der Zerstreuung sind wir schwach und unweise geworden, haben uns von gefährlichen Mächten, die nicht zuletzt durch unsre eigenen Erfindungen frei wurden, übertölpeln und um Freiheit und Wohlfahrt betrügen lassen. Wir stehen heute wie mit selbstgedrehten Stricken gebunden, Opfer einer „science sans conscience" im weitesten Sinne, und haben allen Grund zum Pessimismus. Um auch nur ein bescheidenes Pfingsten erhoffen zu dürfen, werden wir, anstatt Schlagworte zu gebrauchen, vom siegreichen Neuen, das im Anzug ist, jeder an seinem Teil eine starke Anstrengung zu einer dauernden und zielbewußten Selbstbesinnung und Suche nach lauterer Einsicht und Willensbestimmung zu machen haben.

Das Fest ist für unsere Sinne verbunden mit dem glanzvollsten Wiederaufleben der beständigen Natur. Aus der herrlich offenbarten Jugendkraft unsrer Erde fließt uns Hoffnung und Freude zu. Auch aus ihrem Gleichmis strömt eine Fülle von Kraft. Bei ihrer innigen Betrachtung fällt von unserm geistigen Auge die Trübung der Sorge ab, die es gefährlich umnebelt; der Blick in die Zeit und auf uns selber wird reiner und ruhiger. Auch die Anschauung der blühenden Natur wird uns eine Pforte zum Pfingsterlebnis.

R. Wst.

Ostersonntag in Jerusalem.

R. Sch. Ein längst gehegter Traum ist in Erfüllung gegangen! Den Ostersonntag in Jerusalem zu verleben, stellte ich mir die Krönung meines Aufenthaltes in Palästina vor. Ostern in Jerusalem gibt eine derartige Fülle von Eindrücken, daß man seine Gedanken recht tüchtig sammeln muß, um nachher das festzuhalten, das uns in den Alltag

fungieren. Doch um diese Mission erfüllen zu können, müßte er beinahe naturnotwendig ein Diktator sein. Es würde sich alles so kompliziert gestalten, daß die Machtkonzentration in einer Hand die notwendige Folge wäre. Man möge sich also diesen neuesten Artikel der „Herrenmode" genau und kritisch betrachten. Der Staat, der sich um alles kümmern, sich in alle Dinge einmischen muß, kann nicht mehr von der breiten Masse aus bestimmt werden. In Parenthese: nur Staaten, in denen die Demokratie auch bei äußerlich demokratischer Verfassung nicht mehr richtig funktioniert, können eine Inflation, wie sie Italien, Frankreich, Deutschland vor allem durchgemacht haben, diktieren.

Der Einfluß der Frauen.

Gerade in wirtschaftlichen und sozialen Dingen können die Frauen einen vernünftigen Einfluß ausüben; sie denken einfacher, weniger theoretisch wie die Männer; wahrscheinlich hätten wir eine Altersversicherung, wenn die Frauen die politischen Rechte besäßen.

Die vermehrte Heranziehung der Frauen zur Mitarbeit am Staat wäre eine Wohltat für das Land. Oeri selbst ist für das volle Frauenstimmrecht. Die Frauen sollten von Bundes wegen, etwa in der Form einer Enquête konsultiert werden, ob sie das volle Stimmrecht haben wollen. Eine Mehrheit käme wohl nicht zu Stande; aber man könnte die Neuerung dann in den einzelnen Kantonen, die sich dafür aussprechen würden, ausprobieren und bei guten Erfahrungen würde sie das ganze Land erobern.

Die Gleichberechtigung aller Völker und Nationen ist ein großes Wort, dem die Wirklichkeit nicht ganz entspricht; es ist nicht ohne weiteres ungerecht, wenn z. B. Frankreich mehr Rechte hat als Albanien. Die wahre Gleichberechtigung besteht darin, daß man sich gegenseitig die Freiheit respektiert. Das System, das dem Völkerbund zu Grunde liegt, ist gut; es ist das System der Zukunft; aber die Gesinnung der Staaten, die ihn bilden, ist nicht immer völkerbundsmäßig. Wohl ist die friedensstörende Gewalt zu verpönen, nicht aber die Gewalt gegen den Friedensstörer: hier müßten Sanktionsmöglichkeiten bestehen.

Gut ist der Artikel über Solidarität formuliert, da er nicht ideologisch jede Interessenpolitik verwirft; es wird immer Interessenpolitik geben; aber sie muß Rücksicht auf die Allgemeinheit nehmen.

Schwierig sind die Probleme, die im Thema

Wirtschaftliche Verantwortung

zur Diskussion stehen. Die Berücksichtigung der einheimischen Arbeit wird heute in jedem Lande der Welt propagiert. Die Befolgung dieser Parole führt zwangsläufig zur Autarkie, die im Zeitalter der raumüberwindenden Technik absolut zeitwidrig ist. „Berücksichtigen und beschützen Sie die einheimische Arbeit" sagt Oeri; „aber wenn sich auf internationalem Gebiet die Möglichkeit zeigt, auch nur mit einer Stecknadel dazwischen zu kommen, so helfen Sie ebenfalls mit." Die Frau als Käuferin kann großen Einfluß auf die Verwirklichung gerechter Lohn- und Arbeitsbedingungen ausüben.

Das Problem der

sozialen Verantwortung

ist belastet mit der schwerwiegenden Tatsache, daß die geistig starken immer weniger Kinder haben, die geistig Schwachen sich ungehemmt vermehren. Hier wird man auf die Dauer nicht nur zusehen können. Unbestritten ist der Einfluß der Schweizerfrau in der Erziehung: noch liegt die kindliche Willensbildung in ihren Händen und ist ihr nicht entrissen worden wie in einem Teil der modernen Staaten. Den ältern Kindern gegenüber mag sie oft etwas gehemmt sein; die politische Rechtlosigkeit der Frau läßt sie weniger Anteil am öffentlichen Leben nehmen und sie mag dadurch manchen Fragen, die die Jugend bewegen, fremder gegenüber stehen. Aber doch gilt auch hier das Wort der Mutter oft mehr als das des Vaters.

Die Erneuerung im physischen Sinn, um auf diesen Modebegriff zu kommen, ist ein schönes Privileg der Frau. Aber die Frau ist auch mit seelischen Kräften ausgestattet, die der Mann nicht besitzt, und deren praktische Auswirkung der Erneuerung der Schweiz dienen möge; die Kräfte, die ihren schönsten und reinsten Ausdruck gefunden haben im Wort der Antigone:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Zwingli und die Ehegerichte.

Wenn man rückblickend Epochen betrachtet, die gefüllt waren mit dramatischen Ereignissen, so gedenkt man oft zu wenig der Institutionen, deren Kommen und Werden stiller vor sich ging, die gleichsam im Schatten der großen Ereignisse, doch nicht unbedeutsam sich entfalteten. So haben sich in der Reformationszeit in Zürich, der Stadt Zwinglis, drei neue Institutionen zu segensreicher Wirksamkeit entfaltet, die Schola Carolum, die Almosenordnung und das Ehegericht. Dank der gütigen Ueberlassung wertvollen Studienmaterials von Dr. Hermann Escher, a. Direktor der Zentralbibliothek Zürich, können wir darüber folgendes melden.

Die Schola Carolum sammelte junge Theologen zu Bibelerklärung, Studium der alten Sprachen und Lehre am „Wort" und wurde so zur ersten Predigerschule der reformierten Theologen, dem Ausgangspunkt der späteren theologischen Fakultät. Die Armenfürsorge nahm sich von Anbeginn an nicht nur der wirtschaftlichen, nein auch der seelischen Nöte an. Der Unterdrückung der Armen wurde gesteuert, vermehrter Schutz für Witwen und Waisen wurde angestrebt. Eine Almosenordnung schuf geordnete Verhältnisse und kämpfte erfolgreich gegen das Bettler-Unwesen. Zwei Pfleger, Leutpriester, sollten die freiwilligen Gaben entgegennehmen, die Frauen sollten beim Annehmen und Verteilen der Gaben mithelfen; Anweisung, an wen zu geben sei, wurde erteilt, über die Gaben mußten Verzeichnisse, über Geld Buch geführt werden. „Was übrig bleibt, soll den Dürftigen im Spital und den Husarmen Lüten zu Hilf reichen."

Wir sehen hier einen frühen Versuch zur Errichtung einer städtischen Armenpflege, ein bedeutsames Sozialprogramm, das auch die Landschaft berücksichtigte, wurde in dieser „Almosenordnung" entworfen.

Was unser Interesse aber ganz besonders wachruft, das ist die unter Zwingli sich entwickelnde Institution der

Ehegerichte.

Ehesachen unterstanden bis zur Reformation kanonischem Recht und geistlichem Gerichte. Zuständig für Zürich war Konstanz. Die weltliche Obrigkeit hatte allerdings die Tendenz entwickelt, fremde Gerichtsbarkeit — und das war ja das geistliche Gericht in Konstanz — trotz Protestes des Bischofs von Konstanz auszuschalten, denn einmal waren die Klagen zu Beginn des 16. Jahrhunderts groß geworden über die Entfernung, die kostspielige Reisen und Zeitverlust verlangte; dann aber auch diente der Verfall der Sitten im Klerus nicht dem Ansehen der geistlichen Gerichte, während die weltliche obrigkeitliche Gewalt im Wachsen war.

Ein Eheabschluß kam ursprünglich im Mittelalter durch einfache Willensäußerung zustande. Der Bräutigam kaufte gleichsam die Tochter von ihrem Vater. Schmuck, Kleider, Wertobjekte verschiedener Art waren der Kaufpreis (die heutigen Eheringe deuten noch auf diese Bezahlung hin). Es genügte aber auch die Willenserklärung der beiden Beteiligten zur Eheschließung. Die kirchliche Trauung war nicht eigentlich notwendig, wiederum wurden doch auch durch geistliche heimliche Ehen getraut. Eheschluß ohne Zeugen war möglich; ja der Abschluß einer Ehe allein durch Verlöbnis war sogar gültig, wenn es sich um Verlöbnis von Unmündigen handelte. So mußte laut Protokoll eines Ehegerichtes, von diesem das Verlöbnis eines sechsjährigen Knaben mit einem zwölfjährigen Mädchen aufgehoben werden. Die Folgen dieser

ausgesprochenen Rechtsunsicherheit

waren Ableugnungen von Verlöbnis und heimlicher Trauung, Bigamie und sittliche Verwarlosung in den Beziehungen der Geschlechter.

Die Reformation, welche 1525 so viele entscheidende Neuerungen auf kirchlichem Boden brachte: Dezember 1524 die Aufhebung der Klöster und Ueberführung von Klostergut in die Almosenkassen, Ostern 1525 die Einführung des Abendmahles in neuer Form, zu Pfingsten die Abschaffung der Messe — sie brachte im Mai 1525 die

Ordnung betreffend Ehegerichte

und unterstellte damit eheliche Streitfragen einem weltlichen Gerichte. Die sechs Mitglieder dieses Ehegerichtes wurden gewählt zu je zweien aus dem Großen Rat, dem Kleinen Rat und den Leutpriestern. Als siebenter wurde ein Schreiber zugezogen.

Zum Eheabschluß wurden nun folgende Vorschriften aufgestellt: zwei Zeugen; Einwilligung der Eltern für unter 19jährige (elternlose Kinder mußten mindestens 14 Jahre alt die Mädchen, und 16 Jahre alt die Knaben sein!); Verbot von Verwandtschaftsehen nach dem mosaischen Gesetz; Verbot der Eltern, Kinder zur Heirat zu nötigen; Bezeugung der Ehe (nicht Abschluß der Ehe) in der Kirche.

Die Mädchen wurden gewarnt, Ehen ohne Zeugen zu schließen. Als besonders wichtig für das Frauengeschlecht darf wohl die Haltung der Ehegerichte gelten, die, wo immer möglich bestimmten, daß wenn sich ein Bursche mit einem Mädchen vergangen hatte, als normale Folge die Ehe geschlossen werden solle oder doch Entschädigung geleistet werden müsse.

Die Geistlichen wurden angehalten, Trauregister zu führen, und, da man bei Abfassung solcher Register sehr oft das Alter der zu Trauenden nicht bestimmen konnte, wurden auch Taufregister zu führen begonnen. Hierin dürfen wir wohl die Anfänge unserer Zivilstandsregister sehen.

Die Wirkungen des Ehegerichtes waren weitgehende. Dem Grundsatz „Fiat Justitia pereat mundi" wurde gegenübergestellt die Absicht, dem Wollen und Können des Menschen entgegenzukommen, seine Sitten zu vertiefen, ihm zu größerer Freiheit durch größeres Verantwortungsgefühl fähig zu machen. Die Möglichkeit der Scheidung und Wiederverheiratung Geschiedener wurde zugelassen.

Wie sehr diese Gerichte benötigt wurden, zeigt, daß von 1525—1531 in 537 Sitzungen 1116 Parteien vor Gericht standen. Zu den Beratungen und Entscheiden wurde oft Zwinglis Rat eingeholt. Die Fälle und Klagegründe erinnern an unsere heutigen. Da sind: Ehebruch, Unverträglichkeit, Gewalttätigkeit, Böswilliges Verlassen, Bigamie, Krankheit (Aussatz und Geisteskrankheit). Im letztern Falle wurde mit Zustimmung des andern Teiles und Unterhaltungspflicht Scheidung ausgesprochen, in den andern Fällen je nach der Lage der Dinge beschwichtigt, zum Guten geraten, u. s. f. Die Erweiterung dieses Ehegerichtes zum

Sittengericht,

einer Fortsetzung der bischöflichen Send(wander)gerichte brachten Ausdehnung des Geltungsbereiches dieser Vorschriften auf die Landschaft, wo der Pfarrer und zwei bis vier Gemeindeglieder, die sog. „Ehegaumer", das Gericht bildeten.

Das Ehegericht konnte auch von Auswärtigen angerufen werden, wenn Einwilligung der Ortsbehörde eingeholt worden war. Sie wurde von den mehr reformierten Orten gegeben und nach und nach bildeten sie selbst nach Muster des zürcherischen Ehegerichtes ihre eigenen, so in Basel, Bern, Glarus, Schaffhausen, Graubünden, St. Gallen.

Eine bis dahin nicht gekannte Rechtssicherheit wurde als Wirkung überall bemerkt. Eine weitere unschätzbare Wirkung ging von den Ehegerichten aus: die dort vertretenen Anschauungen wurden zu Richtlinien für die allgemeine Moral, sie hatten volkserzieherisch Wert und Gewicht. Namentlich haben sie beigetragen, die Würde der Frau zu schützen, ihre Stellung im Recht zu fördern. Ansprüche des Mädchens, dem fordernden Burschen gegenüber: „Hast du nicht gehört, was man von der Kanzel gelesen hat?", Mahnungen der Frau an den Mann: „Du weißt wohl, was dir letzthin im Chorgericht gesagt wurde", erinnern uns an den moralischen Schutz, den die Frauen nun fühlen konnten.

So haben wir Frauen der reformatorischen Arbeit Zwinglis wichtigste Neuerungen auf einem Gebiete zu danken, das uns ganz besonders nahe steht. Prof. Walter Köhler sagt darüber in seinem Werke „Das Zürcher Ehegericht und seine Auswirkung in der deutschen Schweiz zur Zeit Zwinglis" (Verlag Heinsius Nachf. Leipzig 1932): „Die weittragendste Wirkung Zwinglis, spürbar noch heute, liegt hier"... und ferner: „Es gebührt ihm der erste Platz in der folgenreichen Geschichte der evangelischen Ehegesetzgebung und Sittenzucht". — E. B

Maria Fierz.*

Der Name „Maria Fierz" leuchtete um die Jahrhundertwende in manch einsames Frauenleben hinein. — Die Weltkatastrophe warf schon ihre breiten Schatten voraus. Wer sich in ihnen bewegte, den fröstelte. Einige Zeitungsartikel, von Maria Fierz signiert, führten uns plötzlich vor eine weite Sonnenlandschaft. Es war die Weite, die uns kaptivierte, die hohe Warte mit dem Blick über bebaubares Land, das gepflügt und angepflanzt werden sollte. Und, weit draußen flimmerte die Horizontlinie, wo Diesseitiges und Jenseitiges sich berührten. — Wir andern litten unter den Vorurteilen der Zeit, unter der Gebundenheit unserer Kraft, und, den wenigen, denen es vergönnt war trotz großer äußerer Schwierigkeiten sich den Weg an den Studiertisch zu bahnen, brachte das Studium durch die Protesthaltung, in die sie gedrängt wurden, nicht immer die innere Befreiung. — So liebten wir die Führerin mit ihrem Blick in die Ferne, während wir selbst noch über jeden Stein stolperten, den uns der Alltag in den Weg legte.

Der schlichte Dank, den ich im Namen der vielen an Maria Fierz richten möchte, gilt nicht in erster Linie der scheidenden Präsidentin der Zürcherischen Frauenzentrale. (Die Verdienste von Maria Fierz um die Zürcherische Frauenzentrale müßte eine berufene Feder schildern.) Der mütterlichen und großen Frau sei Dank gesagt, deren Vorbild uns in unseren Kämpfen und unserem Verzagen durch die Jahre hindurch richtunggebend geblieben ist.

So denken wir weniger an das Gewordene, das vor aller Augen steht, sondern an die Gestaltungskräfte, die immer wieder Unrealisiertes der Wirklichkeit zuführten, an die geniale Kontaktfähigkeit, die Maria Fierz eigen ist, an die Größe ihres Vertrauens, ihres Gewährens und Verzeihens, an das Verbindende ihres Wesens in unserer zerfetzenden Zeit.

Intuitives Schauen ermöglicht es Maria Fierz, Kommendes zu wittern, was sie in ihrer besonnenen Art nur Nahestehenden verrät. Freunde nur sind Zeugen der überlegten Kursänderung in ihrer Fahrt, des raschen Eingreifens, wenn es die Kompaßnadel erfordert oder einer Verlangsamung bei veränderten atmosphärischen Vorgängen. — Menschen mit dieser Blickweite kennen Zeit der Flut und der Ebbe, die produktives Schaffen beglückend begleiten oder lähmen.

In einer ungläubigen Zeit weiß sich Maria Fierz unbeirrbar den hohen Mächten verpflichtet, die unser Leben regieren. Ihre tiefe Religiosität gibt ihr die Ruhe, weder Dank noch Undank zu werten und sich dem Gebot der Stunde zur Verfügung zu halten. — Unerschrocken verteidigt Maria Fierz die Friedensidee. Kompromisse, bängliches Ausweichen sind ihr ebenso fremd wie unfruchtbare Polemik und aggressives Vorgehn Andersdenkenden gegenüber.

Eine nie versagende Güte empfängt jeden, der mit Maria Fierz in Berührung kommt — eine ausgiebige Wegzehrung gibt sie dem Scheidenden mit. Der Vorrat an Güte scheint unerschöpflich zu sein. Goldener Ueberfluß! — Die ethische Forderung, die an Maria Fierz erging, vermochte sie nicht starr zu machen. Bis in die geringfügigste Kleinigkeit ihres Lebens hinein, wahr, weiß Maria Fierz auch denen die Hand hinzuhalten, deren Unterscheidungsvermögen nicht so treffsicher ist. — Niemand fühlt sich bedrückt durch ihre Nähe; niemand korrigiert — rührend bewahren ihre schützenden, umhegenden Hände fremde Wunden vor kalter Luft.

Maria Fierz bringt in jedes Krankenzimmer hinein ihre wohlige Athmosphäre und ihren großen Charme, und sie dosiert ihren Humor nach dem jeweiligen Krankheitszustand. — Erzählungen von Maria Fierz erzählt, lassen alle Schmerzen weit zurück, und lustige Einzelheiten solcher Erzählungen bleiben frisch und unverwelkt im Gedächtnis haften. Diese Erzählungen haben nur einen Fehler: sie enden viel zu früh; auch sie haben einen letzten Punkt und Gedankenstrich. — Im Bücherschrank stehn Jeremias Gotthelf und C. F. Meyer an erster Stelle. In einer stillen Abendstunde erfaßt ihre Hand auch auf dem fremden Büchergestell mit sicherem Griff die Meyer-Gedichte. Ihre Stimme gibt den längstverstrauten neue Klangfarbe und neuen Sinn.

Im gastlichen Haus an der Freie Straße ist immer Bewegung. Gäste, die sporadisch auftauchen, treffen mit denen zusammen, die dort für Wochen und Monate ihr Heim gefunden haben. — Tiefer Verbundenheit mit den Nöten der Mitmenschen begegnet man dort.

Wenn Maria Fierz nach 18jähriger Tätigkeit als Präsidentin der Zürcherischen Frauenzentrale zurücktritt, so bedeutet das für sie: eine Atempause, ein Stillesein, ein Wartenkönnen. — Neues zeigt sich an. Wohin führt der Weg? Die Zürcherische Frauenzentrale wird mit ihren Gründerinnen den Rhythmus der neuen Zeit erfassen und der Aufgaben harren, die sie bringt. Maria Fierz, ihrem eigensten gemäß, entziffert fürderhin als erste die Schwingungen des Kommenden und stellt sich nach wie vor in den Dienst der Frauen, weil das Charitative Mittelpunkt ihres Wesens und Lebens ist. Für die Zürcherische Frauenzentrale ist eine Arbeitsteilung nötig geworden in die Arbeit, die Maria Fierz in selbstverständlicher Hingabe durch Jahre hindurch allein geleistet hat.

Wo unser See am breitesten ist und die Fernsicht am größten, dort liegt die Obstbaumwiese über dem See, auf die Maria Fierz mit ihrer Lebensfreundin: Marta von Meyenburg,

* Zu ihrem Rücktritt als Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale.

---

tigen, wie Joseph mit Maria im Stall von Bethlehem Zuflucht suchten. Selbstverständlich ist Jerusalem jetzt da und dort modernisiert. Es ist aber glücklicherweise noch so viel Altes an Sitten und Gebräuchen vorhanden, daß derjenige, der sehen will, eine reiche Augenweide bekommt. Es reisen natürlich auch Pilger mit der Bahn und mit Autos für die Osterzeit nach Jerusalem. Die Gesellschaft „Amitiés Gréco-Suisses" war von Damaskus her in großen Reisewagen mit ausgezeichneten Saurer-Motoren, die mit jeder Schwierigkeit der Straße, scharfe Steigung, jähes Gefälle und kühne Kurven unbegriffen, fertig wurden durch das Gelobte Land unter der umsichtigen Führung der American Expreß Co. am Karsamstag in Jerusalem angekommen und meist in den so wohnlichen Räumen des „King David" unter der freundlichen Obhut des Schweizer Hotelpioniers Charles Baehler untergebracht worden. Wir waren ergriffen von den Schönheiten des Heiligen Landes, tief gerührt von den religiösen Stätten, entzückt von der stillen und hehren Lieblichkeit des Sees von Genezareth, wo wir im idyllischen Bethseida Mittagsrast gehalten hatten und begeistert von der Lage von Nazareth, die uns auch ein wohlhabendes und kultiviertes Palästina zeigte. Wir hatten Wasser aus dem sich zwischen grünen Ufern durchwindenden Jordan geholt, hatten im fruchtbaren und gesegneten Galiläa ganze Felder voll der lieblichsten roten Anemonen gesehen und die Stätte besucht, wo die wunderbare Brotvermehrung stattfand und neue Dörfer geschaut, errichtet von jüdischen Emigranten, die einen sehr geordneten Eindruck hinterließen. Und nun Jerusalem als Krone des Ganzen! Am Ostersonntag. Am Morgen ist in den Straßen der Stadt ein Gewoge sondergleichen. Es ist Sitte, daß am Ostertag in Jerusalem gewaltige Prozessionen abgehalten werden. Diese werden besonders von den Mohammedanern veranstaltet, die mit allerlei Emblemen und Standarten aufziehen. Man stelle sich hiezu noch die Farben der Gewänder, das Malerische des orientalischen Typen überhaupt, die Tausende von Turbanen und Fez vor, alles überflutet und vergoldet von der Sonne des Südens und das herrliche Bild ist fertig. Es ist nicht zu vergessen, daß Jerusalem, nachdem es unter Konstantin christlich geworden war, zu welcher Zeit mit dem Bau der Grabeskirche begonnen wurde, im Jahre 637 mohammedanisch wurde und nach der Kreuzfahrerzeit wieder in die Hände der Mohammedaner kam. Im Dezember 1917 wurde es von den Engländern eingenommen und befindet sich jetzt unter der englischen Mandatsregierung, die auch ihre Sorgen hat. Von den etwa 80,000 Einwohnern sind ungefähr die Hälfte Juden, je ein Viertel Christen und Mohammedaner. Der Tempelplatz ist allen drei Religionen heilig; den Juden als Berg Morija und als Stätte des salomonischen und herodianischen Tempels, den Christen als der auch Jesu heilige Tempel, den Mohammedanern als Ort der Himmelfahrt Mohammeds, nächst Mekka der heiligste Ort des Islam. Am Ostersonntag hatten die Mohammedaner den Platz mit dem Felsendom oder auch Omarmoschee genannt, sowie die mächtige El-Afsa-Moschee mit Beschlag belegt. Der große, weite, freie Tempelplatz war von Tausenden besetzt. Für einen Christen war es nicht mehr möglich, in dieses Gewühl einzudringen oder in eine Moschee zu gelangen. Als wir durch die sehr engen und auch am Ostersonntag nicht gerade sauberen Gäßchen von Alt-Jerusalem uns treiben und stoßen ließen, da mußten wir bemerken, wie starke Abteilungen der Regierungspolizei nach englischer Art uniformiert, mit dem Karabiner versehen, die Zugänge zum alten Judenviertel und vice versa besetzt und abgesperrt hielten. Es mögen mehrere Hunderte von Policmen aufgeboten gewesen sein. Gelassen beobachteten sie das mächtige Treiben. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß mohammedanische Demonstrationen im Judenviertel oder umgekehrt zu schweren Schlägereien und Ruhestörungen führen können. In der Via Dolorosa ist es ruhiger. Hier sind Andächtige und Fremde zu finden, die die Straße bedächtig durchschreiten. Die dem Tempelplatz benachbarte Klagemauer der Juden hat Hochfrequenz. Ein dort postierter Polizist erklärt, daß am Karsamstag und Ostersonntag-Vormittag mehr als 15,000 Menschen zum Klagen an die Mauer gekommen seien. Und wie sie klagen! Von dem Gejammer und lauten Weinen macht man sich keine Vorstellung, wenn man es nicht gehört hat. Anfeindungen und Verfolgungen, die das Judentum während der letzten Jahre nicht zuletzt im mittleren und nördlichen Europa erlitten hat, dürften den Grund für den Jammer verstärkt haben. Denn der Jude jammert dort nicht seiner Person, sondern seines auserwählten und verfolgten Volkes wegen. —

In der Grabeskirche ist ein mächtiges Gedränge. Eine andächtige Stimmung wird dadurch nicht gehoben, daß man sich vor Taschendieben besonders in acht nehmen soll. Auch die vielen Kapellen mit den zu reichlich aufgehängten Votivampeln und Leuchtern und die unzähligen Altäre lassen keine wohltuende Ruhe aufkommen, an der sich die Seele erholen könnte. Dazu kommt noch, daß drei christliche Konfessionen. die Römisch-Katholische, die Griechisch-Orthodoxe und die Armenische Kirche ihre Rechte in der Kirche haben, über die sie sehr eifersüchtig wachen. Der Besucher der Kirche wird durch das vorüberwandernde Völkergemisch, das in seiner Mannigfaltigkeit einzig ist, gefangen genommen. — Das Auto trägt uns zum Oelberg hinauf, nachdem eine halbe Stunde zur geistigen Sammlung im Garten und in der Kirche von Gethsemane eine geschätzte Vorbereitung gewesen war. Wir fahren beim großen englischen Kriegerfriedhof vorbei, in welchem etwa 2800 Gefallene des Weltkrieges ruhen, an der neuen Hebräischen Universität, 1925 eingeweiht, vorbei, die sich in prachtvoller Lage befindet, sehen die Nationalbibliothek und das „Einsteininstitut für Mathematik und Physik" und unser Blick kann nicht nur über ganz Jerusalem, sondern zur linken Hand bis zum Toten Meere reichen. Vom Oelberg aus schauen wir auf Jerusalem mit all seinen Türmen, Minaretten, Mauern und Plätzen, ferner nach Osten über die Wüste Juda, das Jordantal, das Ostjordanland mit Berg Nebo und dem Gebirge Noab. Das ist der Tag des Herrn! Die Schweizergemeinde hat sich überwältigt von der Schönheit und Erhabenheit des Ortes bei der Himmelfahrtskapelle aufgestellt: Pfarrer Dubois aus Neuenburg findet zur rechten Stunde das richtige Wort und Schweizerorgelgesang welcher Zunge beschließt die unvergeßliche Ostersonntagsfeier.

das neue Heim bauen will, das vielen Asyl werden soll. Der Kirchturm von Oberrieden grüßt durch Bäume hinüber; der Hang mit dem Tannenwald liegt bereits im Schatten, wenn das rechte Ufer noch in der Abendsonne glitzert. — Von dort Rückschau und Ausschau und neues Arbeiten angesichts unserer schneeigen Berge — für unsere Heimat.

Hanny Bodmer.

Die Frau und das Militär.*

Eine Leserin schreibt uns:

Es ist sehr zu begrüßen, daß unser Blatt seine Spalten diesem Thema geöffnet hat; es kann und muß von so vielen Seiten betrachtet werden, daß allerdings in einer kurzen Erörterung wohl nur ein Teil erfaßt werden kann. Arbeiten wir zuerst kurz unsere Einstellung zum Militär heraus: es ist ein Instrument des Staates, um z. B. im demokratischen Staat selbstgegebene Rechte, Gesetze und Maßnahmen, unter denen das Leben des Bürgers sich vollzieht, aufrecht zu erhalten gegen Elemente, die sie gefährden. Als Machtmittel des Staates hat der Staat die Pflicht, es einzusetzen gegen Eingriffe von außen, welche die Daseinsmöglichkeiten seiner Bürger vernichten könnten. Der Bürger stellt heute diesen Schutz, indem er Soldat wird, — eine Bürgerpflicht, die die

Einsetzung seines Lebens

erfordern kann. Diese gewaltig ernste Seite des Militärs scheint mir oft außer acht gelassen zu werden, wenn man vom „Stolz auf Uniform" oder „Stolz auf den Jungen, der sich darin zeigt", spricht und zu leicht dabei das Aeußerliche im Auge hat.

Es gibt z. B. für Eltern viele andere Gelegenheiten, sich der Jugendkraft und Gewandtheit der Söhne zu freuen, wobei die Mutter nach dem oft mühsamen Aufziehen ihrer Kinder ein besonderes Gefühl der Genugtuung überkommen mag.

Die Gefühlsmomente — „Liebe — Mut — Leid — Tod — Poesie", die mitklingen mögen beim Anblick einer Soldatentruppe, tragen vielleicht bei, dieselbe mit dem

Begriff des Heldentums

zu verflechten. Die langen Kriegsjahre zwar hatten den Sinn sehr geschärft für ein Unterscheidungsvermögen, wann ein Soldat in seinem Verhalten schlechthin als Held anzusprechen sei: man hat erkannt, daß Heldentum in einer mit Impuls ergriffenen Tat ebenso stark beruht wie im bewußten stillen Durchdenken und Aufsichnehmen einer Lage. In außergewöhnlichen Zeiten kann die Gelegenheit zum sichtbaren Heldentum sich mehren für den Mann und die Frau; es wäre aber ein Trugschluß, anzunehmen, daß besonders die militärische Erziehung und Ausrüstung diese heroischen Eigenschaften mehr entwickeln würde; dabei können allerlei andere Faktoren ebenso bestimmend mitwirken. Halten wir einmal Umschau! Ueberall gibt es Helden des Alltags! — Wir wissen, daß der Krieg, den viele als ein „Stahlbad" zur Reinigung und Reinhaltung der Gesinnung und zur Zurückdämmung niedriger Instinkte betrachteten, Gegenteiliges auslöste und man sich in der ganzen Welt mühsam wieder ethische Grundsätze zu eigen machen mußte, um die Beziehungen der Menschen unter einander zu ordnen. Was erst Luftkrieg und chemische Kriege zeitigen werden, das versuchen Experten, darunter Gertrude Woker, als Frau und Gelehrte immer wieder darzustellen und den Menschen in ihrer ganzen Schrecklichkeit nahezubringen, schon deshalb, weil persönliche Abwehr und Heldenleistung ganz in Frage gestellt sein wird.

Wer je einen Menschen unmittelbar entlassen mußte zu Kugelregen, zu Gasangriffen und Tanküberfällen, zu Todesgrauen und Sterbestunde auf dem Schlachtfeld, der ist erst richtig innegeworden der

Bedeutung des Soldatenrockes

und der wird nie ohne tiefsten Ernst einen Soldaten betrachten — losgelöst von äußerlich-sentimentaler Anschauung — weil er der Aufgaben gedenkt, die ihm vielleicht gestellt werden müssen. Und er wird sich fragen, ob es immer wieder wie ein Fluch ohne Erlösung hingenommen werden muß, daß nur Machtmittel, nur Waffen, nur Krieg die Grundlage sichern können, auf der die Menschen, vom Kampf schließlich ermattet, dann von Neuem aufbauen und eine Zeit lang ihr Leben gestalten. Soll das die einzige und unumstößliche Lösung sein, menschliche — soziologische Beziehungen zu finden?

Gelangt man nicht zum Wunsch, Stein um Stein, der ein Wurfgeschoß bedeutet, abzutragen? Es ist vielleicht ein Beginnen, über dem das Psalmenwort steht: „Denn 1000 Jahre sind vor dir wie ein Tag" — in der Berechnung seiner Dauer zeitlos, aber wir wissen, daß es

Erziehungsarbeit

und nur diese sein wird, die eine Mentalität der Befriedung unter den Menschen erzeugen kann und deshalb die Frau dazu aufgerufen wird. Es erscheint pathetisch, daß unter dem Spielzeug, das in allen Erdteilen an meisten begehrt wird, der Bleisoldat, seine Ausrüstung und Waffe, steht. Warum wieder Spiele in die Kinderstube bringen, die ganz daraus verschwunden waren, solange man nach dem Weltkrieg im Innersten erschüttert war von dem, was „Soldat-sein" und Waffentragen bedeutet. Es sollte keine Spielerei mehr abgeben, die nur das Gefühl abstumpfen wird dafür, was eine militärische Aufgabe eigentlich bedeutet. —

Daß trotz aller Einsicht und Versuche noch kein anderes Verteidigungsmittel als Waffengewalt vorherrscht, entbehrt uns nicht der Verpflichtung — aus Ehrfurcht und Heiligung des Menschenlebens — „gegen Kriegsgefahr und Krieg" alles aufzubieten, was sie niederhalten könnte; es ist vielleicht „Absonderliches" in dieser Auffassung, weil sie sich wagt zum höchsten Ziel des Menschentums, aber nichts könnte uns Frauen sinnvoller und stärker zur Gemeinsamkeit bringen, als eben den Friedensgedanken allen Gewalten zum Trotz uns zu erhalten.

G. R.

* Vergleiche Nr. 18 und 19 unseres Blattes.

Im Spiegel des Alltags.

Aus dem Kreise der Leserinnen erzählt uns die Hausbeamtin von ihrer abwechslungsreichen Arbeit:

Nach einem fröhlichen Jahr in der Haushaltungsschule geht's in den „Kampf ums Dasein". Meine erste Stelle als gepriefte Hausbeamtin führt mich in ein Mädchen-Internat. Dies umfaßt drei Gebäude „Schule", „Internat" und „Villa", einige Minuten voneinander entfernt. Schon lange habe ich mich auf diese Arbeit gefreut und nun ist es damit Ernst geworden.

Morgens um 6 Uhr surrt der Wecker. Schnell aus den Federn. Eine kalte Douche tut das Weitere um den Schlaf zu vertreiben und bald gehts an die Arbeit. Im Schulhaus sind die Wohnzimmer der Lehrerinnen und Kinder in Ordnung zu bringen. Mit einem Mädchen zusammen geht die Arbeit flink von der Hand und gegen 8 Uhr ist alles in Ordnung. Die Kinder ziehen in langen Reihen in den großen Saal zur Morgenandacht. Ich komme mit den Lehrerinnen nach. Ein Loblied schallt aus all den Kehlen, eine kurze Betrachtung, noch ein Gesang, und nun geht auch für die Kleinen die Arbeit an.

Ich gehe ins Internat zum Frühstück und dann in die Villa, wo mein „Reich" liegt. Die Waschfrauen sind schon an der Arbeit. Ich gebe ihnen Material, Anweisungen, und wir besprechen die Tageseinteilung.

In den Kinderzimmern sind Betten und Waschtische von den Mädels selbst gemacht worden. Dort ist nur noch die Ordnung zu kontrollieren. Aber dabei sieht man alles Mögliche: Wäsche, Bücher sind unter den Matratzen versteckt, ein Kamm ist nicht ausgeputzt, Schuhe stehen unterm Bett. — All das wird notiert, und dann das Zimmer fertig gemacht. Einer der Schlafsäle ist ein „Musterstück". Ich sehe, daß da eine „Große" ihre „Kleinen" gut erzogen hat. Im Krankenzimmer geht das Aufräumen etwas länger. Die Kinder müssen umgebettet werden, jedes hat noch einen speziellen Wunsch: Eines kann die Haare nicht selbst kämmen, ein anderes wünscht das Manicure-Etui um die Zeit zu vertreiben. Eines muß ein Schulbuch haben, ein anderes möchte etwas zum Lesen. Die Patientinnen sind guter Stimmung, es wird viel gelacht und geschwätzt, sodaß ich mit frohem Herzen diese Kinder verlasse. So gehe ich von einem Zimmer zum andern, Treppenhaus, Vorplatz, Speicher und Keller, alles muß in Ordnung sein, denn es gibt viel unerwarteten Besuch. Im Winter ist die Heizung zu besorgen, im Sommer dagegen braucht der Garten viel Pflege.

Um 10 Uhr sollen die Waschfrauen ein zweites Frühstück bekommen. Dann werden die Seile im Garten aufgespannt, da und dort ist noch ein Handgriff nötig, und dann geht's zurück ins „Internat", um die andern Schlafsäle zu kontrollieren. Kurz nach 12 Uhr kommen die Kinder aus der Schule. Im Speisesaal werden die „Unordentlichen" aufgerufen und müssen dann vor dem Essen ihre Sachen in Ordnung bringen. Jedes springt so schnell es kann um doch nachher noch warme Suppe zu bekommen. —

Das Essen ist schmackhaft zubereitet. Das Prinzip des Hauses ist, es so zu servieren, daß man es freudig genießen kann. Deshalb gibt es weder Salz noch Zucker auf dem Tisch. Eine andere Regel ist diese: Das Essen wird nicht kritisiert. Wir alle wissen, daß die Köchinnen stundenlang vorbereiten, was dann in kürzester Zeit gegessen wird. Ist dies schon recht undankbar, so wirkt eine unzufriedene Bemerkung nicht ermutigender. Anderseits merkt man in der Küche: Wenn die Kinder „muksmäuschenstill" sind beim Essen, so schmeckt es ihnen und die Platten kommen leer zurück.

Nach der Mahlzeit wird gemeinsam besprochen, wer spazieren geht, badet, oder in den Garten kommt. Während der Obsternte melden sich die meisten zur Gartenarbeit. Wir gehen gruppenweise an die Beschäftigungen. Die Arbeit wird verteilt. Eine „Große" wird jeweils mit einigen „Kleinen" am gleichen Beet, Strauch oder Baum angestellt. Dabei wird gesungen, damit nicht zuviel ins Kröpfchen wandert. Die Gruppen arbeiten um die Wette und jede will das beste Resultat aufweisen können.

Unterdessen habe ich Wäsche aufzuhängen, hier und dort nach einer Gruppe zu sehen. Gegen 4 Uhr räumt jedes das Werkzeug auf und die Kinder gehen an ihre Schulaufgaben.

Wenn nichts mehr mit der Wäsche zu tun ist, werden die Kinder zum Baden gerufen. Dem einen oder andern wird das Haar gewaschen. Um 6.30 Uhr ist Schluß, ich räume das Badezimmer auf und gehe mit den letzten Kindern ins Internat zum Nachtessen.

Nachher sitzen wir alle bei Spiel, Gesang oder Handarbeit zusammen. Oft wird vorgelesen, Freunde kommen und haben etwas Interessantes zu erzählen, oder man macht Rat-Spiele. Um 8.30 Uhr gehen die Kinder zu Bett. Von Zeit zu Zeit habe ich die Toilette der Kleinen zu überwachen. Schließlich singen die Kinder jeder Etage noch ein „Gutenachtlied" und es wird abgelöscht. Nun ist Ruhe im Hause und wir sitzen noch zusammen, um interne Angelegenheiten zu besprechen oder gemütlich zu plaudern, bis eins nach dem andern sich zurückzieht.

Neben der mannigfachen Arbeit gibt es auch viel Freuden und Feste. Solche zu bereiten, ist eine Kunst, die nicht jeder versteht. Diese Feste sind lichte Punkte im Arbeitsleben. Die Vorfreude hilft uns über viel Mühe hinweg. Wir sehen schon all die frohen Kindergesichter vor uns und die Vorbereitungen werden geheimnisvoll angefangen.

Heute ist Geburtstag einer Schülerin. Jedes überlegt, wie es der Kameradin Freude machen kann.

Kurz vor dem Mittagessen kommen einige Mädels ins Eßzimmer. Das Gitter des offenen Fensters wird mit blühenden Kastanienkerzen geschmückt. Die Fensterbank mit Blumen und Blättern bestreut, ein Zopfkuchen mit 13 brennenden Lichtern wird aus der Küche geholt und die Geschenke daneben gelegt. Ein Klingelzeichen ertönt und das Geburtstagskind wird unter Gesang seines Lieblingsliedes „Lobe den Herrn" hereingeführt. Nachdem es die Wünsche aller ihm Nahestehenden entgegengenommen hat, geht's an ein Bewundern. Buchzeichen, ein Bleistift, Zeichnungen, ein Block an langer Kordel um den Hals zu hängen als „Gedächtnisstütze", ein mysteriöses Päckchen wird aufgemacht: Eine Rosine kommt zum Vorschein. Ein anderes enthält eine Mandel, eine Schreibfeder, eine Stopfnadel, und anderes mehr. Nun gehts an's Bedanken und Schwätzen, bis die Suppe aufgetragen wird. Den ganzen Tag hindurch ist die Gefeierte der Mittelpunkt der Gesellschaft, darf Spiele, Lieder und Unterhaltungen bestimmen und wünschen und wird von jedem verwöhnt.

Ein weniger bekanntes Fest ist dem ersten Schnee gewidmet. Natürlich ist dieses ganz improvisiert und niemand weiß zum voraus, wann es stattfindet. Eines Tages fallen die ersten Flocken. Da wird die Directrice bestürmt, ob abends gefeiert werden dürfe? „Ja, selbstverständlich"... In einem Schlafsaal der Villa werden die Betten an die Wände gerückt, der Kachelofen angezündet und Kinder und Erwachsene kommen nach dem Nachtessen um zu feiern. Ein großer Korb Aepfel steht bereit. Das Rohr ist heiß, nun geschwind einige Aepfel hinein, die Klappe zugemacht. Wir singen Winterlieder, erzählen Geschichten und jedes horcht nebenbei, bis der erste Apfel platzt. Da geht der Jubel los. Jedes will dem Andern einen heißen Bratapfel anbieten. Man kann nicht schnell essen, um sich nicht den Mund zu verbrennen. Aber es schmeckt herrlich!

Während der Adventszeit werden Weihnachtslieder geübt. Es soll ein Krippenspiel aufgeführt werden. Jedes Kind bringt bunte Kleider, Stoffe, Decken von zu Hause mit und dann werden die Kostüme zusammengestellt. Bei dieser Arbeit wird ständig gesungen, damit die Lieder auch „sitzen". Die Eltern sind eingeladen, Freunde und alle Bewohner der Anstalt sollen dazu kommen.

Der große Saal ist bereit, Bänke, Stühle für die Erwachsenen sind zurechtgestellt, am Boden liegen Kissen und Decken für die Kleinen. Die Bühne ist mit Tüchern und Tannenbäumen vorbereitet. Nun kommen die Gäste. Einige Kinder sind beauftragt, diese an die Plätze zu führen. Hierauf kommen auch die Lehrerinnen und die andern Kinder. Die Spielenden kommen unterm Gesang eines Adventsliedes im langen Zuge herein und verteilen sich auf der Bühne und auf den Kissen am Boden. Ein „Sprecher" liest die Verse der Weihnachtsgeschichte und der Chor der Engel und Hirten stimmt fröhlich mit Jubelgesang ein. Vor unsern Augen wickelt sich die Weihnachtsgeschichte in so lebendiger Weise ab, daß jedes glaubt, die wirkliche geweihte Nacht mitzuerleben. Einzelgesang, Chor der Spielenden oder auch der Zuschauer, wechseln mit gesprochenen Worten. Vom kleinsten Engel bis zum alten Hirten erlebt jedes seine Rolle.

Nach dem Krippenspiel bringen die Kinder den Gästen Tee und Gebäck und es wird noch gemütlich geplaudert. Nachdem die Besuche abends alle fort sind, räumen einige „Große" alle Ueberreste auf, so daß der Abwartfrau nicht zu viel Arbeit aufgehalst wird.

Einige Tage nach dem Fest sieht man nichts mehr von der Unordnung außer einem Korb voll Kleider, Stoffe, Bänder etc., die auf ein Bügelesen warten. Eine der Damen nimmt sich diese Arbeit vor und summt dabei ein Lied nach dem andern vom vergangenen Fest, und wer in das Bügelzimmer zu ihr kommt, der singt mit ihr.

V. K.

Von Kursen und Tagungen.

Was war:

Bei den „Freundinnen junger Mädchen".

Die erstmals von Frl. Hahn geleitete Generalversammlung des Nationalvereins der Freundinnen junger Mädchen fand in Luzern statt und vereinigte eine stattliche Anzahl von „Freundinnen" aus den verschiedensten Teilen unseres Landes. Alle gedachten wohl mit Wehmut der verstorbenen Präsidentin Frl. Dr. Eugénie Dutoit, deren Bild durch die feinen und warmherzigen Worte von Frl. Eckenstein lebendig vor unsern Blicken erstand. Ihr Wesen wurde am schönsten gekennzeichnet durch den Hinweis auf ihre warme Mütterlichkeit, die sie allen ihnen Mitarbeiterinnen entgegenbrachte, und wodurch sie sich überall Liebe und Verehrung erwarb.

Bei den Vorstandswahlen wurden die bisherigen Frl. Hahn als Präsidentin, Frl. Eckenstein als Vize-Präsidentin, Frl. Bielschowsky als Kassierin und Frl. Ganier als Aktuarin und die Beisitzerinnen bestätigt.

Das nie erschöpfte Problem des Hausangestelltenberufes wurde in längeren Ausführungen durch die Leiterin des Sekretariates für den Hausdienst, Frau Haustknecht, St. Gallen, behandelt. Ueber die bestehenden Mängel ist man sich in weiten Kreisen im klaren, dies umso mehr, seit verschiedene Umfragen über die Verhältnisse im Dienstbotenberufe durchgeführt und verarbeitet wurden. Was die Höherbewertung des Berufes betrifft, so kann hier nur durch eine Aenderung in der Gesinnung und in den Anschauungen Wandel geschaffen werden. „Freude hätte ich schon am Beruf", sagt eine Hausangestellte, „aber man muß tief fühlen, was dienen heißt." Erwachsene und Kinder sollten die Hausangestellte mit mehr Achtung behandeln und ihr den Begriff des Wertes ihrer Arbeit nicht rauben. Der Raum erlaubt es leider nicht, die Gedanken aus dem reichhaltigen Referat hier weiter auszuführen.

Wir wurden in besonderer Weise in die umfassende **Arbeit der „Freundinnen"** eingeführt durch die verschiedenen Berichten von Heimleiterinnen, Bahnhof-

(Der Alpinist zu seinem erschöpften Kameraden:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

P 20 U

KOLB'S SEIFEN SPÄNE mit Borax WEISSE TAUBE

Seifenfabrik JAH. KOLB Zürich

P 153 Z

Schweizerbund

Schweizer-Fürsorge für deutsche Kinder

Wartenbergstr. 11, Basel

bittet herzlich um Angabe v. Freiplätzen für erholungsbedürftige deutsche Kinder aller Stände. Verwandte und frühere Ferien-Kinder können den Transporten angeschlossen werden. P 4485 Q

Nächste Einreisen: 7. Juni, 5. Juli, 7. August, 6. Sept., 11. Okt., 15. Nov., 13. Dez.

Telephon Basel 21.485, Postcheck Schweizerbund V/5349.

überragend ist Cementit klebt alles wasserfest Schweizerprodukt

P 4599 Y

Ottilie W. Roederstein.

Zum 75. Geburtstag der Künstlerin.

Unter den Künstlern, die Schweizerart in der deutschen Kunst entwickelt haben, nimmt Ottilie Roederstein einen besonderen Rang ein, und die Schweiz hat ebenso wie Deutschland Grund, an ihrem Geburtstag der Künstlerin zu gedenken, die, dem einen wie dem anderen Lande angehörend, beiden ihr Bestes gegeben hat.

Am 22. April 1859 ist Ottilie Roederstein in Zürich geboren. Ein frühes Erlebnis gab ihrem Leben sein Ziel: neunjährig wurde sie mit ihren beiden Schwestern von dem damals in Zürich geschätzten Maler Pfyffer porträtiert und sogleich erklärte sie bei den Sitzungen, daß sie auch Malerin werden wollte. Mit 17 Jahren durfte sie auch wirklich in Pfyffers Atelier eintreten. Gleichwohl hatte sie es nicht leicht, im Ernst den Weg zur Kunst zu gehen. Malerin werden bedeutete für die gute Gesellschaft um 1880 eine Deklassierung, und es gab Mütter, die ihre Tochter lieber im Sarg als im Malerkittel sehen wollten. Kein Wunder, daß die Sorge einer jungen Malerin damals auf das sicher beherrschte Handwerk und auf die Anerkennung ihrer Leistung ging; denn nur der Erfolg konnte die Deklassierung aufheben. Ottilie Roederstein suchte das Handwerkliche in Berlin bei Gussow, in Paris in der Malschule von Henner und Carolus Duran. Wohl kannte sie in Berlin Stauffer-Bern, der sie zur Schülerin wollte, begegnete in Paris in der kleinen Kneipe der Rue de la grande Chaumière oft dem Sonderling van Gogh, dessen Kunst sie aber erst später kennenlernte, als man seinen Nachlaß bei den Indépendents verspottete. Wahrscheinlich ist aber ihre Ueberzeugung richtig, daß der persönlichste Maler der schlechteste Lehrer sei.

Schon in früher Jugend hatte Ottilie Roederstein im Basler Museum die Werke Holbeins kennengelernt und einen bestimmenden Eindruck von ihnen empfangen. Die formklare Gestaltung Holbeins, die der Farbe das sichere Fundament der Zeichnung gibt, war der Klarheit und Einfachheit ihres Wesens gemäß. So ist es auch sicher kein Zufall, daß sie von Paris wohl die Kultivierung der Farbe, aber nicht die impressionistische Farbauflösung nahm und daß sie in Deutschland sich einer Tradition anschloß, die damals noch sehr unzeitgemäß war, der Marées-Tradition. Als sie 1891 sich in Frankfurt niederließ, war im Städelschen Institut der Marées-Schüler Baron v. Pidoll ihr Nachbar, der die Kunst des Meisters wie ein Evangelium verkündigte. Mit ihm hat sie eine Zeitlang zusammengearbeitet (es gibt gemeinsame Werke von ihnen), und auch sie hat damals dem Ideal Marées' in figürlichen Kompositionen, aber auch in der geschlossenen Form ihrer Porträts nachgestrebt. Von Pidoll hat sie die mit Lasuren arbeitende Temperatechnik nach den Rezepten Marées' übernommen. Auf der Pariser Weltausstellung 1900 zeigte die Schweizer Abteilung eine schöne Auswahl ihrer Temperabilder.

Um diese Zeit wandte sich Ottilie Roederstein wieder der früher von ihr geübten Technik der Oelmalerei zu, das alte Ziel der geschlossenen Form auf neuen Wegen suchend. In den nach der Jahrhundertwende entstandenen Werken zeigt sich vielleicht die Schweizerart ihrer Kunst am deutlichsten, und die Künstlerin, die sich am Abhang des Taunus ihr Heim geschaffen, die bis zum Kriege in Paris ein Atelier hatte, ist immer wieder zu kürzerem oder längerem Aufenthalt nach der Schweiz heimgekehrt. Sie hat sich mit Hodler gut verstanden und Righini war ihr ältester Schüler. Eine umfassende Ausstellung im Zürcher Kunsthaus zeigte 1926 ihre Porträts, Blumen und Landschaften. Die Schweizer Sammlungen, allen voran das Zürcher Kunsthaus, bewahren schöne Beispiele ihres Schaffens. Vor allem aber wäre eine Iconographia Helvetica in den idealstolzen letzten Jahrzehnten ohne ihre Schöpfungen kaum zu denken: viele der Männer, die die Geschichte der Schweiz bestimmt haben, hat sie im Bilde festgelegt; vor allem mögen ihre überaus eindrucksvollen Porträts der Bundespräsidenten Haab und Häberlin genannt werden.

Die Kunst Ottilie Roedersteins ist stets tiefer und einfacher geworden, zumal nach den Erschütterungen des Krieges und des Nachkrieges. Aller Künstlerehrgeiz, der in der Jugend sich an Anerkennung ereiferte, scheint von ihr gelan; will sie doch nicht mehr Künstlerin heißen, sondern nur als pflichttreue Arbeiterin gewertet werden, denn in der Umsetzung in die Arbeit erst habe das, was ihr an Begabung zuteil geworden, sei es viel oder wenig, seinen Wert erhalten. Wie der Mensch immer gütiger wird, so wird ihre Kunst immer strenger. Sie ist der letzten Gelassenheit nahe, die nur der Kunst des Alters zuteil wird.

Vielleicht kann man Art und Sinn Ottilie Roedersteins nicht besser umschreiben als in den Worten, in denen die Künstler Frankfurts ihrer Kunst huldigten, daß sie stets ernst, echt und wahrhaft gewesen sei.

Dr. Carl Gebhardt.

Marie Speiser: Der irdene Leuchter.

Fragen und Antworten zur Geschichte der Bibel. (Kommissionsverlag Evang. Missionsverlag Stuttgart und Basel. Fr. 2.50.)

Eine junge Theologin hat das Büchlein geschrieben und darin ein paar Fragen aufgeworfen und beantwortet. Wer, fragt sie, hat dieses Buch geschrieben? Wann und für wen wurde es verfaßt? Wo, wie entstand es? Was enthält es, in welcher Sprache wurde es verfaßt, wie umgrenzt, wie oft übersetzt und wie viele Male abgeschrieben? Und schließlich heißt die letzte Frage: Wem zum Trotz? Pfarrer Thurnensen hat ein Vorwort zu dem kleinen Werk geschrieben. Er sagt da: die Verfasserin räumt die Fragen, die aus dem Wege geräumt werden müssen, wenn man an die Bibel herantommen will, aus dem Wege und zwar so, daß die Lust, zu diesem von solchen Fragen umlagerten Bibelbuch zu greifen, erst recht aufwacht. Es ist, wie wenn hier Türen aufgerissen würden, die tief ins Bibelbuch hineinführen.

Und in der Tat, auch der Leser, der meint, seine Bibel einigermaßen zu kennen, wird hier manchen Aufschluß finden. Auf alle Fälle wird ihm die Bibel, dieser Schatz in irdenen Gefäßen, aufs neue lieb werden und er wird sich neu an die Arbeit begeben, sie für sein Leben zu übersetzen. „Denn über setzen, das ist die fortlaufende Lebensarbeit für den Bibelleser. Es kommt alles darauf an, daß unter uns Tag und Nacht so übersetzt wird ohne Unterlaß." Mögen Alte und Junge zu dem Büchlein greifen und sich durch dasselbe neu einleben in die Welt des geöffenbarten Gotteswortes.

E. Z.

agentinnen, Fürsorgerinnen, die uns mit ihren anschaulich erzählten Beispielen einen tiefen Blick in viel Not und Jammer, aber auch in viel Hilfe tun ließen. Frl. Eckenstein, die oft unterwegs ist, um Propagandavorträge zu halten und das Werk der Freundinnen bekannt zu machen, berichtete noch über einen neuen Ratgeber, über Plakate, über die Ueberwachung von Inseraten und anderes. Es zeigt sich immer wieder, wie nötig es ist, sowohl Mütter wie Mädchen über die auf junge Mädchen lauernde Gefahren aufzuklären und sie davor zu warnen, ohne Erkundigungen Stellen anzunehmen.

Es war eine besondere Freude, daß die internationale Präsidentin, Frl. Kurz, aus Neuenburg, anwesend sein und über die beginnende Arbeit der „Freundinnen" in Nordafrika berichten konnte. Auch dort zeigt sich wieder, wie gedankenlos und vertrauensselig viele unserer jungen Mädchen in die Fremde reisen ohne eine Ahnung der vielen Gefahren. Es gibt manches Schweizermädchen in den nordafrikanischen Städten, das dort in Stellung ist, das aber nichts davon weiß, daß es berüchtigte Stadtteile überhaupt nicht betreten und zu gewissen Zeiten nicht aussehen sollte. Es gibt auch Mädchen, die sich in Araber verliebten und unbedenklich eine Ehe mit ihnen eingehen, ohne zu wissen, daß sie dann nach dortigem Gebrauche wie Sklavinnen gehalten werden, oft nicht einmal die einzige Frau ihres Ehemannes sind und den unwürdigsten Ehegesetzen unterstehen. Da gibt es viel Arbeit für „Freundinnen", und es ist zu hoffen, daß die in einzelnen Städten Nord-Afrikas neu geschaffenen Werke der Fürsorge durch genügende Unterstützung ausgebaut werden können. Eine spontan durchgeführte Sammlung ergab eine erfreuliche Summe zugunsten der nordafrikanischen Fürsorgewerke.

Neben der Arbeit blieb auch noch etwas Zeit zu geselligem Zusammensein, wobei vor allem die sehr gute Aufführung von Mozarts „Musikdirektor" zu erwähnen ist, die uns an der Abendunterhaltung im Hotel du Lac geboten wurde. Dankbar für den herzlichen Empfang durch die Luzerner Sektion verabschiedete man sich nach einem von ihr offerierten Tee; den Frauen, die vielfach in schwerer und verantwortungsvoller Arbeit stehen, mögen diese gemeinsamen Stunden der Arbeit und der Erholung wieder Kraft und Mut für ihr Tagewerk mitgegeben haben. E. B. A.

Was kommt:

Tagung des Internationalen Frauenbundes

in den Räumen des internat. Instituts für geistige Zusammenarbeit, Palais Royal, rue de Montpensier 2, in **Paris** vom 2. bis 12. Juli 1934.

Die Tagung wird die Delegierten der dem Bund angeschlossenen zahlreichen nationalen Frauenverbände aus allen Erdteilen, vereinigen. Auch unser Bund Schweiz. Frauenvereine entsendet eine Delegation, doch steht die Tagung allen interessierten Frauen offen.

Aus dem reichhaltigen

Programm

sei nur einiges genannt. Es werden fünf öffentliche Abendversammlungen stattfinden; wir erwähnen die Versammlung vom 4. Juli, an der prominente Männer und Frauen sprechen werden über: Allgemeine Sicherheit und Friede durch Erziehung; Rundfunk und Verständigung zwischen Völkern und Klassen; die geistige Rolle der Presse u. a.

Besonders hingewiesen sei auf den Abend des 5. Juli, der dem Thema

Das Recht der Frau auf Arbeit

gewidmet ist. Diese Versammlung soll den Charakter einer großen Frauenmanifestation erhalten. U. a. wird Frau K. Heiselgren, die schwedische Delegierte beim Völkerbund und der Internationalen Arbeitskonferenz, ehem. Fabrikinspektorin, sprechen.

Die Sitzungen der ständigen Kommission (vom 2. und 3. Juli) versprechen sehr interessant zu werden. Es werden Fragen der Erziehung Rundfunk und Lichtspiel, der Presse, behandelt. Aus der großen Traktandenliste nennen wir nur: Arbeitslosigkeit und die Jugend; das Recht der Frau auf Arbeit; Staatszugehörigkeit der Frau; moralische Abrüstung; chemische Kriegsführung; Bekämpfung des Opiumübels; Bekämpfung des Mädchenhandels; Beseitigung der Sklaverei.

Dem Bund französischer Frauenvereine ist es ein Anliegen, die Gäste aus aller Welt würdig zu empfangen. Besichtigungen auf sozialem und künstlerischem Gebiete sind vorgesehen, sowie die Möglichkeit, den arbeitsreichen Tagen schöne Ausflüge anzuschließen. Die franz. Bahnen kommen den Teilnehmerinnen durch Taxreduktion sehr entgegen. Jede Auskunft durch das Sekretariat des Internat. Frauenbundes, Mlle. A. van Been, 49 Rue St. Georges. Paris IXe.

Heimatwoche 1934.

Diejenigen, die schon einmal dabei waren, brauchen wir nicht einzuladen, die zieht es sowieso ins Heim nach Neukirch, wo vom 21. bis 29. Juli eine Heimatwoche der Freunde Schweiz. Volksbildungsheime stattfinden wird. Wer aber noch nie dabei war, den möchten wir sehr herzlich bitten, die Heimatwoche doch in seine Ferienpläne einzubeziehen. Er muß freilich Freude an einfacher Lebensweise und an einem ungezwungenen Ton haben und — sich des Morgens früh von seinem Bett trennen können. Dafür sind die Tage dann nicht nur lang, sondern auch reich, die Beziehungen untereinander nicht nur natürlich, sondern auch herzlich, und der Geldbeutel erfährt eine sehr mäßige Erleichterung!

Es ist diesmal ein besonders zeitgemäßes Thema, das im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen wird: „Unsere Familie in Gegenwart und Zukunft". So sehr heute „Vertiefung des Familienlebens" zu einer schlagwortartigen Forderung geworden ist, so wenig rückt man dem Familienproblem eingehend und in voller Wahrhaftigkeit zu Leibe. Die Leitung der Besprechungen durch Fr. Wartenweiler und seine Mitarbeiter bietet Gewähr dafür, daß in Neukirch ernsthafte Besinnung getrieben werden wird. — Jeweils am Vormittag zwischen 9 und 11 Uhr soll eine Aussprache stattfinden; nach dem Nachtessen trifft man sich zum Abenderzählen. Dazwischen treten Singen, Spielen und Turnen, Vorlesen und Gruppenarbeit, Mahlzeiten und Ruhepausen in wohltuender Abwechslung. Aus den Morgenbesprechungen nennen wir: Wie findet sich die Familie zurecht in wirtschaftlichen Nöten? Mann und Frau. Vom religiösen Leben der Familie; aus dem Abenderzählen: Väter, Jungfrauen, Junggesellen, Mütter, Geschwister. Wer das Programm der ganzen Woche erfahren möchte, der wende sich an die Heimmutter, Frl. D. Blumer, Neukirch an der Thur.

Während der Heimatwoche wird auch die Hauptversammlung der Freunde Schweiz. Volksbildungsheime im Heim abgehalten werden (22. Juli). Dabei wird die bedeutsame Aufgabe der Schaffung eines Jungmännerheims wohl vor allem zu überlegen und zu reden geben. G. Gerhard.

Kleine Rundschau.

Nachwuchs im Frauengewerbeverband.

Neue Sektionen des Schweiz. Frauengewerbeverbandes haben sich in Rüti (Zürich) und in Chur gebildet.

Versammlungs-Anzeiger

St. Gallen: Samstag, 26. Mai, 20 Uhr, im Neuen Museum Stadtpark: Vortrag mit Lichtbildern v. Prof. Gertrud Woker über „Luft- und Gaskrieg". Veranstalter: Sektion St. Gallen der Frauenliga f. Friede und Freiheit, unterstützt v. d. Union f. Frauenbestrebungen der Völkerbundsvereinigung St. Gallen und von Paneuropa, Sekt. St. Gallen.

Zürich: 23. Mai, 20 Uhr, im Olivenbaum, Stadelhoferstr.: Mitgliederversammlung des Stimmrechtsvereins (Union für Frauenbestrebungen), Referat von Frau Sophie Glättli über „Die Gründung einer freisinnigen Frauengruppe in Zürich".

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22 608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Auch die Kinder wollen Tee:
Aber nur
VOLG-Apfel-Tee!
darf es sein
Durststillend, nicht aufregend! Billig, gesund und gut!
Erhältlich in genossenschaftlichen und privaten Detailgeschäften, Reformhäusern etc. 243-1
Verband ostschweiz. landwirtschaftl. Genossenschaften (V.O.L.G.) Winterthur

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkliweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1647 G

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179 Z
KOCH KURS 5. Juni 6 Wochen vormittags — 14. Aug. 6 Wochen vormittags

P289 L

Berücksichtigen Sie die Inserenten dieses Blattes

Töchterpensionat „La Romande", Vevey-Plan
Das ganze Jahr allbew. Ferien- und wirksame Spezialkurse. Jährige Erfahrung. Unser zahlreiches, sehr erfahr. Lehrpersonal bürgt für Erfolg. Franz. und Englisch. Auch Haushaltungsschule. Intensiver sprachl. u. sportl. Betrieb. Familienleben. Idealster Ferienaufenth. Paradies. Lage direkt am See. Böder. Fr. 4.50 pro Tag, franz. inbegr. Ein Besuch lohnt sich und wird Sie sicher überzeugen. Prosp. u. Ref. P 369-6 L

WASCHMACHINEN
Lavator mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der **Wäschereimaschinen - Fabrik**
Ad. Schultheß & Co Zürich
P381 Z

Ferienkinder OF3200D
finden jederzeit gute, sorgfältige Pflege bei junger, tüchtiger Erzieherin in sonnigem Haus im Bündnerland
H. Frischknecht, Frauenkirch

Ebnat-Kappel (Toggenburg)
Kinderheim „Sonnegg"
Aufnahme von Kindern jeden Alters, auch Ferienkinder. Ideale, sonnige Lage. Künstliche Höhensonne. Erziehung und Pflege durch dipl. Kräfte. Erste Referenzen. — Frühzeitige Anmeldung erwünscht. Prospekte durch **Helene Kopp,** dipl. Jugendleiterin. P1659 G

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstraße 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
Homöopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Spezialpräparat: Facelan gegen **Hautunreinigkeiten;** als tägliches Kosmetikum von vorzüglicher Wirkung. Preis per Fl. Fr 3.75. P 372 Z

Verkaufsmagazine in:

Zürich	Madretsch
Winterthur	Olten
Wädenswil	Solothurn
Horgen	Thun
Oerlikon	Burgdorf
Meilen	Langenthal
Altstetten	Neuenburg
Bern	La Chaux-de-Fonds
Biel	Luzern

MIGROS

Schaffhausen	Buchs
Neuhausen	Appenzell
Chur	Herisau
Aarau	Frauenfeld
Brugg	Kreuzlingen
Baden	Wil
Zug	Basel
Glarus	Liestal
St. Gallen	Laufen
Rorschach	Pruntrut
Altstätten	Delsberg
Ebnat-Kappel	Zofingen

OF 806

Mißtrauen

Das Vertrauen der Bevölkerung in die Regierungen zu erhalten, muß natürlicherweise das erste Bestreben einer Regierung sein. — Das Rezept hiefür ist einfach: Die Regierungshandlungen und -erklärungen und die Gesetzesvorschläge sollten keine offensichtlichen Widersprüche enthalten. Wille und Absicht sollten unanfechtbar auf das **Allgemeinwohl** gerichtet sein. Was dem Ansehen einer Regierung oder eines Parlaments beim Volk am meisten schadet, ist, wenn das Volk eine Spezialtendenz erkennt, die ihren Ausdruck in Sondergesetzen und Sonderparagraphen findet. Am tiefsten gehend ist die Schädigung des Vertrauens, wenn **andere allgemeine Gründe** angeführt werden, z. B. die Förderung eines höheren Interesses vorgeschützt wird in Fällen, wo das ziemlich hellsichtige Volk erkennt und errät, daß es sich um etwas ganz anderes handelt.

Ganz besonders giftig wirken Spezialparagraphen, die in ein an und für sich wohlgemeintes Gesetz eingeflochten sind. Da wird das Volk so mißtrauisch wie das vertraute, liebe Milchvieh, wenn es unter dem **guten** Futter etwas Giftiges „herausschmöckt". Je größer die Geschicklichkeit und Verschlagenheit, mit der solche Paragraphen zwischen nötigen und nützlichen Gesetzeserneuerungen eingesetzt werden, desto tiefer der Unwille, wenn es herausgemerkt wird. Es ist durchaus möglich, daß nur einzelne Ratsmitglieder jeweils die volle und ganze Tragweite solcher Tricks erkennen, und daß die Mehrheit des Rates mehr oder weniger bona fide mitmacht, oder wenigstens nur lau opponiert. Schlimmer ist die Sache, wenn **alle Parteien** von den Kommunisten bis zur Nationalen Front in einem solchen Falle zusammenstehen wie **ein** Mann. Dann fühlt sich das Volk ganz besonders verkauft!

Die Annahme des Schaffhauser Hausiergesetzes mit einer nur geringen Mehrheit hat denn auch weit herum zu denken gegeben. Trotzdem alle Parteien ohne Ausnahme das Gesetz zur Annahme empfahlen und nur die Migros in den letzten drei Tagen allein auf weiter Flur Opposition machte,

folgten 45 % der abgegebenen Stimmen der verwerfenden Parole der Migros!

Dabei fanden die zwei andern Gesetzesvorschläge, die gleichzeitig zur Abstimmung kamen, ein überwältigendes annehmendes Mehr. Das Gesetz an und für sich war gut, aber das Volk — **besonders auf dem Land — wo 5 Gemeinden es verwarfen, fand Gift im Futter.**

In Glarus wurde — plötzlich, sehr plötzlich — ein Steuergesetz angenommen. Zwischen 138 Paragraphen steht ein solcher Nr. 48 über eine „Minimalsteuer". Vor allem aber ist es eine **Maximalsteuer.** Dann aber ist es eine

Steuer auf Leistung,

denn sie wird erhoben auf dem erarbeiteten **Umsatz** anstatt auf dem **Ertrag** der Leistung. Die Antithese einer demokratischen Steuer ist **gänzlich ohne grundsätzliche und ernste Erörterung** im freien Land Glarus zur Institution geworden. Aber nur für die Migros und ähnliche, wie ausdrücklich und sehr ehrlich im Glarner „Memorial" steht. Das große, zwei Minuten lange Murren und Surren in der Landsgemeinde, das Volksersstaunen über die plötzliche Annahme des Gesetzes **ohne** die offenbar erwartete Abstimmung, darf man füglich beachten, denn dieses Murren liegt über der ganzen Schweiz — und sicher nicht wegen der Migros allein!

Bei den bernischen Wahlen war Erstaunen und teilweise auch Trauer groß, daß nur etwas über die Hälfte der früheren Ratsmitglieder wieder in den großen Rat einzog. Die Tatsache, daß gerade der Motionär, der eine **Umsatzsteuer auf die Migros vor dem Parlament verteidigte,** ein langjähriges, angesehenes Ratsmitglied sowie der Berner Gewerbesekretär, der stets gegen die Migros agitiert hatte, **nicht** wieder gewählt wurden und daß der Bundesführer der NS., der gleichfalls in diesem Lager steht, am wenigsten Stimmen von sämtlichen bernischen Regierungsräten erhielt, läßt den deutlichen Schluß zu, daß das Volk **Gift im Futter** geschmeckt hat und auf seine Weise innerhalb den Pfählen und Seilen der Wahllisten und des Wahlsystems seinen Willen nach **anderer** Geistesart und **anderer** Einstellung ausdrückte.

Mit immer größeren Subventionen kauft man das Vertrauen des Volkes nicht — nicht einmal das des direkt begünstigten!

Die Tendenz, die „Geschäftlimacherei" zu unterstützen, bringt das große Mißtrauen. Nur Hunger und Durst nach Sauberkeit und ein Spiel mit offenen Karten wird den alten und neuen Ratsmitgliedern Achtung und Vertrauen einbringen. Fort mit den Spezialgesetzen und Spezialparagraphen, die die Energie der Behörden und Räte hindern, wichtigere Probleme zu lösen.

Die Einigkeit der Parteien schafft dort eine **schwüle Luft,** wo die Denkenden unter dem Volk ebenso einig **anderer** Meinung sind.

Was sollen gerade die, welche diejenigen vertreten, die Schuhsohlen konsumieren und Wohnungen mieten gesetzliche Maßnahmen anstreben, die das Teuerbleiben des Schusters, der Mieten anstreben? Was soll die **Bauernpartei** eine Antimigros-Motion zugunsten des **Kleinhändlers** eingeben, etc? Das muß doch eine Katzenjammerstimmung und ein allgemeines „Trümmligwerden" des gewöhnlichen Stimmbürgers zur Folge haben!

Sauberkeit und Sachlichkeit! Das ist der Schrei des Volkes — daß jeder auf seinem natürlichen und angestammten Standpunkt bleibe! Z. B. auch, daß die Gerichte keine Volkswirtschaft treiben, sondern das **bestehende** Gesetz anwenden, nicht daß es mehr in den Zeitungen und in Vorträgen (Schaffhausen-Migrosgebühr) heißen darf: „Wir haben zwar mit unseren Fr. 6000.— Gebühr **Recht bekommen,** aber auf Grund des früheren Gesetzes nicht Recht gehabt."

Solche Sachen wirken langsam, aber die dadurch angerichteten Schäden brauchen auch lange, bis sie behoben sind.

Unser Gebet: Daß die Sozialisten **Sozialisten,** die Freisinnigen **Freisinnige,** die Kommunisten **Kommunisten** etc. **bleiben** mögen, damit wir uns **durch Erhaltung gesunder Gegensätze** durch die schwerste politische Krise als freie Bürger hindurchretten, wie wir uns durch den gesunden Gegensatz von Deutsch und Welsch durch den Weltkrieg hindurch unsere Freiheit erhalten haben.

Die Vorsehung bewahre uns vor einem **ewig** gärenden politischen Einheitskuchen.

Kaffee-Ersatzmischung fixfertig (400 g-Pak. 50 Rp.) 500 g **62½ Rp.**

Kondensmilch Marke „Säntis", gezuckert, la Qual. B. **55 Rp.**

Aprikosen-Kompott, halbe, gr. Büchse **95 Rp.**
Meilener
Reineclauden große Büchse **75 Rp.**
Zwetschgen, ganze große Büchse **50 Rp.**
Apfelstückli große Büchse **80 Rp.**
(nur in den Verkaufsmagazinen)

Walnüsse, kalif. 500 g **64½ Rp.**
(775 g - Paket Fr. 1.—)
Muskat-Datteln 500 g - Paket **50 Rp.**

Hauswirtschaft und Erziehung.

Mutter und Kind.

Niemals ist aus den ganz konkreten, in die Erscheinung tretenden Tatsachen des Tageslaufs eines Kinderdasejns für die Mutter Wesentlichstes vom inneren Werden des Kindes zu erfahren. Diese Tatsachen bilden nur die Schale für das wirkliche Leben des Leides und der Freude eines Kindes, das sich im Verborgenen, im Unscheinbaren abspielt und das nur in seltenen Augenblicken und nur durch Instinkt und Intuition in völliger Vorurteilslosigkeit von den Erwachsenen erspürt werden kann. Die vorliegenden Skizzen von Gertrud Staewen-Ordemann versuchen einiges davon anzudeuten. Sie sind entnommen dem jetzt im Hans Bott-Verlag, Berlin-Tempelhof, erscheinenden Buch: „Eine Hand voll Jubel", das Gertrud Bäumer zum 60. Geburtstag im vergangenen Herbst von jungen Müttern und Berufserzieherinnen geschenkt wurde.

Bewältigung des Lebens.

I.

Renate ist 9 Jahre alt. Sie ist kein sogenanntes „liebenswürdiges" Kind. Zwar ist sie von tiefer Innigkeit und Zärtlichkeit. Aber das kommt nur versteckt und nur einigen wenigen geliebten Menschen gegenüber wirklich zum Vorschein. Für die ist sie bedingungslos da. Aber überall sonst stößt sie an, kann sie herrisch und leidenschaftlich und dadurch nicht immer ein leicht zu ertragender Gefährte sein. In der Schule kann sie gegen ihre Schulkameradinnen fast hochmütig sein in der Abwehr gegen zu schnelle oder kindlich-zudringliche Annäherungsversuche.

Das Lernen fällt ihr leicht; aber schwer ist ihr die Bewältigung des Lebens. Im Gegensatz zu ihrem jüngeren, heiteren und passiveren Bruder hat sie schon als ganz kleines Kind viele Fragen gehabt über Unverständenes, hat sie sich schmerzhaft gestoßen an Unvollkommenheiten oder Rätseln, die von außen kommend sie bedrängten, oder die aus ihr selbst heraufsteigend sie ängstigten. Sie ist wie alle Kinder, die sich früh mit dem Leben auseinandersetzen, leidenschaftlich an alles Spiel hingegeben. So ist ihr das Spiel unbewußter Ausdruck und Ausfluß alles Erlebten, im Spiel setzt sie sich mit den Schranken auseinander, die das Dasein setzt. Sie, ebenso wie ihr 6jähriger Bruder, sind mir nie deutlicher sichtbar, als wie sie sich, in völlig verschiedener Weise mit den Schranken auseinandersetzen, die die Art des Spieles ihnen auferlegt. Ob sie entschlossen, eifrig, mit schöpferischem Schwung spielen, oder ob sie leicht ermüdet und gelangweilt sich vorschnell abschrecken lassen, ob sie sich ein- und unterordnen können, und vieles andere mehr. Alle diese Dinge sind mir immer als wichtige Wegweiser für alle Erziehung erschienen.

Schon als kleines Kind brauchte Renate das Spiel ganz offenbar als Hilfe zur Bewältigung von allerlei auf sie einstürmenden Eindrücken. Und zwar spielte sie zu diesem Zweck schon als sie 3- und 4jährig war, hauptsächlich Phantasiespiele mit ihren sogenannten „Luftgeschwistern", die sie heute als Neunjährige noch immer zum Spielen braucht. Sie kann mit den Konflikten in der Wirklichkeit nicht fertig werden, auch nicht nur im Spiel mit dem kleinen Bruder oder anderen Kindern, sondern sie schickt ihre erfundenen Spielgestalten vor, die ihr helfen müssen. Sie hatte vier Luftgeschwister: Gota: Lewa, Wellerheim und Erdbeerdame, wovon bis auf den heutigen Tag die beiden „Brüder Gota und Lewa" geblieben sind. Sie sprach mit Erwachsenen kaum jemals und nur sehr ungern über diese Gestalten, und ich hütete mich auch, unvorsichtig da einzudringen; deshalb ist mir nie ganz klar geworden, woher die Namen kamen, die ich hie und da auffangen konnte, wenn das Kind eifrig und versunken vor sich hinmurmelnd, spielte. Aber die beiden ersten Namen: Gota und Lewa, lassen sich — (wenn überhaupt man geneigt ist, solche Dinge aus dem Rationalen abzuleiten) — aus den Funktionen, die diese Luftgeschwister auszuführen hatten, leicht erklären. Unter ihnen schien sich das Kind nämlich Darstellungen von Teilen ihres eigenen Ichs vorzustellen. Und zwar war „Gota alles, was Renate gar nicht gern sein wollte, also das von den Erwachsenen als das „Unerzogene" angesehene, das Unerlaubte, das sie tun mußte, ob sie wollte oder nicht. So erklärte ich mir den Namen Gota rein phonetisch daher, daß das Kind wohl (leider!) einmal von Erwachsenen bei von ihr verübten Streichen den Stoßseufzer gehört hatte: „Ach Gott, ach Gott!" Und „Lewa" war alles Liebe, alles Gute, was man sein sollte, auch gern sein möchte, aber leider nicht immer sein kann! Wenn Renate nun irgend etwas zu bewältigen hatte, sah man sie stehen und eifrig nach rechts und links sprechen. Man sah den Mund sich bewegen, aber sie sprach mit ihren Gestalten niemals laut. Ich sehe deutlich vor mir aufsteigen, wie wir vor Jahren weit in ein „fremdes Land" gefahren sind, viele Stunden mit der Eisenbahn: wir kennen die Menschen nicht, bei denen wir sind. Die Dreijährige und das Brüderchen sind im fremden Zimmer ins Bett gebracht. Ich habe ihr alles zu erklären versucht, habe sie beruhigt, daß sie nun behütet die Nacht ruhig schlafen könne und daß auch die wunderschön blühenden Bäume draußen vor dem Fenster auf sie acht haben würden. Nach einer langen Weile aber sehe ich unten aus dem Dunkel des Gartens, wo mich das Kind nicht erspähen konnte, wie zur Dachluke das weiße Kind mit halbem Körperchen heraussteht und in den Sternenhimmel hinein ihr äußerst intensives stummes Spiel treibt. Nach einer Weile gehe ich vorsichtig hinauf und rede mit ihr, ob sie denn nun nicht schlafen wolle. „Ja, Mutti," sagt sie da: „aber Gota sagt immer, daß die fremden Bäume hier bestimmt nicht auf mich aufpassen, solche gibts bei uns nicht; und ich muß erst Lewa sagen, daß sie dafür sorgen muß." Das kam erst sehr allmählich heraus und auch erst, nachdem ich meinerseits versucht hatte, mit ihren Gestalten zu reden, etwa so: „Aber Gota, warum störst du denn das Renatenkind? Das will doch gern schlafen!" Nicht so schnell, wie ich es hier erzähle, aber doch nach einer Weile hatte sie ihre erste Scheu und Fremdheit vor der anderen Umgebung mit Hilfe dieses ernsten Spiels bewältigt und konnte schlafen.

Ganz auffällig trat dann im Jahr darauf mir noch einmal die Funktion der Luftgeschwister als Hilfe zur Meisterung des Lebens folgendermaßen vor die Augen: Wir waren in eine Vorstadtsiedelung gezogen, weg vom vierten Stock einer Großstadtwohnung. Renate spielte mit vielen andern Kindern in der Ungebundenheit der grünen freien Umgebung, lernte dabei viel Frohes, auch vieles, was die Erwachsenen immer wieder als nicht gerade salonfähig aus der Umgangssprache auszumerzen trachten! Sie wollte diese „unanständigen" Ausdrücke brennend gern sagen, wußte aber, daß es da Grenzen gab, die respektiert werden mußten. Und als sie einmal wegen irgend eines Gebotes von mir — ich weiß nicht mehr, um was es sich da handelte, — wütend auf mich war, rief sie funkelnden Auges: „Gota sagt auch, daß du eine Sch.... mutter wärst!!" Mit voller Stimme wurde der „furchtbare" Ausdruck hinausgeschmettert! Ich war froh, daß das Kind auf diese Weise, die ja seine Zwiespältigkeit dem Ausdruck gegenüber zeigte, die Sache aus sich herausbrachte. Ich sagte aber doch ganz ernst zu Gota — Renate — Lewa, also zum guten und bösen Teil des Kindes: „So, sagst du das wirklich öfters zu mir? Aber man habe ich es ja gehört, nun brauchst du es mir ja nicht mehr zu sagen!" Worauf sie mir selig um den Hals fiel und höchst erleichtert sagte: „Lewa und Gota tun das nun nicht wieder!"

Identifizierung.

II.

Zwei Tage lang sehe ich in der Sandkiste im Gärtchen der Siedlung eine Vase stehen mit leuchtenden gelben ersten Frühlingsforsythien. Da ich weiß, daß diese Blumen nur dort stehen, wo ein Schild dazu auffordert: Bürger, schützt eure Anlagen! — bin ich etwas in Unruhe darüber, wie mein sechsjähriger Christoph das Dasein der Blumen in seiner Sandkiste erklären wird. Zwei Tage lang offensichtliches Zögern, deutliches Zeichen, daß er, wenn er auch noch nicht lesen kann, doch zu wissen scheint, daß die Blumen nicht ganz zu Recht in seinen Händen sind. Dann erscheint er, halb schlechtes Gewissen, halb strahlend: „Hier, ich wollte Dir doch so schrecklich gern auch mal Blumen schenken!" Oh, wie schön die sind! Stehen die nicht schon zwei Tage in der Sandkiste??!" „Na, ja! Wo die doch von den Büschen im Tuschkästchen (in der Anlage, wo das Blumenpflücken verboten ist) sind! Wo Du doch sicher was sagen wirst!! Und wo ich doch auch mal Blumen schenken will, weil du doch auch immer Tanten Blumen mitbringst!!" ... Wie leicht hätte es sein können, daß ich zu früh ernsthaft wegen des „Diebstahls" mit ihm geredet hätte, ohne abgewartet zu haben, ob nicht die Motive von ihm selbst aufgedeckt würden, die nun durch diese offenbare Identifizierung mit mir zutage kamen. Eine Fundgrube für die Mutter, Einblick in ihre Kinder zu erhalten! Eine Warnung, doch niemals zu glauben, kleine Kinder „merkten" irgend etwas noch nicht! Wer weiß, was aus der Identifizierung mit Erwachsenen zu lernen ist, die er an seinen Kindern sieht, hat hier viele Möglichkeiten des Führens. Noch 2 Beispiele: Die Mutter der Dreijährigen hat eine schwere Zeit durchzumachen; sie glaubt, das nach Möglichkeit vor dem Kinde verborgen zu haben und ihm keinen Kummer gezeigt zu haben. Da geschieht ihr die Warnung: Sie kommt spät nachts ins Schlafzimmer, die Kleine sollte seit Stunden schlafen. Da steht das Kind mäuschenstill im Nachthemd im Zimmer und lutscht am Däumchen: „Ich bin auch traurig, Du sitzst ja unten und bist traurig!"

Und einige Jahre später, die Kinder sind 9- und 6jährig. Sie spielen oben Familie mit den Puppen. Ich höre einen Knall, dann tiefe Stille, bin sehr gespannt, was da sich herausstellen wird. Bezwinge meinen ersten spontanen Aerger, daß da offenbar etwas Beträchtliches kaputt gegangen ist und stelle mich darauf ein, trösten zu müssen. Ich höre beide die Treppe herunter kommen, langsam und bedächtig. Aber ins Zimmer herein kommen absolut keine getröstet sein wollende Kinder, die über die zerschlagene Puppe betrübt sind, sondern der Sechsjährige, der seine Schwester zärtlich liebt, trägt ein geknotetes Bündel mit den Ueberresten der Puppe und sagt: „Es ist uns nämlich Elsa kaput gegangen, Renate ist aber gar nicht traurig." „Nein," sagt tief befriedigt Renate, „Zum Glück habe ich jetzt nur noch zwei zum lieb haben! Du hast ja auch nur zwei zum lieb haben!" Und ganz versteckt sagte sie zwar nicht, aber dachte sie: „Am liebsten hätte ich ja nur eine, denn ich weiß ja nicht ganz sicher, ob eine Mutter zwei Kinder genau ganz gleich lieb hat, oder vielleicht den Christoph doch etwas lieber???" Am Abend im Bett beim stillen Gespräch kam das denn auch zur Sprache....

Sprach.

„Ich träumte, das Leben wäre Freude, ich erwachte und siehe, das Leben war Pflicht; ich arbeitete, und siehe —: die Pflicht war Freude."

Carlyle

Ist Hausdienst ein Frauenberuf?

Von einer Hausfrau.

Nein, meine lieben Leserinnen, es ist leider so, daß wir Hausdienst vorläufig nicht als vollwertigen Frauenberuf im eigentlichen Sinne ansprechen dürfen. Bis jetzt war Hausdienst für viele doch eher die letzte Möglichkeit, etwas zu verdienen, wenn geistige oder finanzielle Mittel nicht ausreichten, einen „Beruf" zu erlernen.

Sie wollen nicht:

Heute wollen die Schweizermädchen ins Büro, in den Laden, ins Gewerbe. Wer sich speziisich weiblich betätigen will, lernt Säuglings- oder Krankenpflege. Zur Entlastung unserer Hausfrauen importieren wir in Scharen deutsche und österreichische Hausangestellte. Diese Mädchen, die in großer Zahl die Schweiz überfluten, gelten im allgemeinen als flinker und anstelliger. Sicher ist das aber nur deshalb der Fall, weil draußen durchschnittlich eine bessere Qualität Mädchen in den Hausdienst geht — gehen muß. Würden wir die flinkeren, intelligenteren Schweizermädchen, die unsere Büros, Verkaufsmagazine und gewerblichen Ateliers bevölkern, mehr als bisher in den Hausdienst bekommen, so würde die Schweizerin als Hausangestellte den Vergleich mit der Ausländerin gewiß aushalten. So manches wackere Schweizermädchen, das wir gelegentlich noch im Hausdienst finden, beweist das. Denn es ist ja nicht so, daß ausgerechnet jenseits des Grenzstriches flinkere und anstelligere Mädchen gedeihen. Es ist einfach in der Hauptsache eine andere Kategorie Mädchen, die sich dort der schlechteren wirtschaftlichen Verhältnisse wegen, zum Hausdienst entschließt. Die Schweizerin aber hat andere Pläne, andere Möglichkeiten, wenn sie anstellig ist und strebsam.

Warum nicht Hausangestellte?

Welches ist nun aber der Grund dafür, daß sich gerade die tüchtigen und intelligenten Schweizermädchen so selten zum Hausdienst entschließen? Ich habe die Antwort auf diese Frage vor 10 Jahren in eindringlicher Weise bekommen und möchte sie Ihnen nicht vorenthalten: Damals sprach ich mit einer feinsinnigen, alten Dame über die herrschende Mädchennot. Ich bemerkte im Eifer, es sei eine Schande, daß die Schweizerinnen einfach nicht mehr dienen wollen. Fein lächelnd unterbrach mich die alte Dame: „Erlauben Sie, würden Sie einer eigenen Tochter den Beruf einer Hausangestellten zumuten?" Statt aller Antwort habe ich sicher ein ganz dummes, verblüfftes Gesicht gemacht. Dies als „Nein" wertend, sagte mein Gegenüber: Ja sehen Sie, weil noch viele, viele Mütter das nicht wollen, daher kommt der Mangel an schweizerischen Hausangestellten. — Die Worte der alten Dame haben in mir nachgewirkt und ich habe seither oft die Antwort gesucht auf die Frage: Ja, warum erstreben denn die Mütter nicht diesen Beruf für ihre Töchter, wo sie doch gerade darin sich zu tüchtigen Frauen entwickeln könnten?

Es ist bei näherem Zusehen nicht nur ein Grund für diese Abneigung der Schweizerin gegen einen Beruf, der wie kein anderer gesunde, junge Mädchen interessieren könnte! Die Hausarbeit an und für sich kann es nicht sein, denn die Hauswirtschaftslehrerinnen werden Ihnen bestätigen, daß die Mädchen der Primar- und Sekundarschulen im hauswirtschaftlichen Unterricht mit Interesse und großer Begeisterung mitmachen. Der Grund liegt auch nicht in den Lohnverhältnissen. Ein sehr großer Prozentsatz von Laden- und Bürofräulein, nicht zu reden von den Arbeiterinnen der Fabriken, stellen sich schlechter, als die Hausangestellte, auch wenn man Kost und Logis und Wäsche bescheiden in Rechnung stellt. Der Grund muß also in den Arbeitsverhältnissen des Hausdienstes selbst liegen. Beim Vergleich mit andern Frauenberufen springt er auch sofort in die Augen: Die soziale Wertung oder vielmehr die Nichtwertung der Angestellten im Hausdienst ist schuld, daß diese Arbeit für einen großen Teil aller Töchter als Beruf nicht in Frage kommt, nicht in Frage kommen kann. Und in der Tat, wie oft hören wir noch heute das Wort: Nur ein Dienstmädchen! Es liegt schon in der Bezeichnung selbst eine gewisse Geringschätzung. Man findet es selbstverständlich, daß das schlechteste Zimmer für diese gut genug ist, selbstverständlich, daß sie von seiten der männlichen Hausbewohner nicht die gleiche Ritterlichkeit beanspruchen darf, wie andere Frauen, wie z. B. das Bürofräulein, das im selben Hause angestellt ist. Es scheint uns selbst-

Männer lernen kochen.

Möge kein junger Mann beim Lesen dieses Titels mit Schreck und Abscheu denken, die Frauenbewegung wolle jetzt mit dem Schlachtruf „Der Mann gehört ins Haus" eine neue Gesellschaftsordnung schaffen. Im Nachfolgenden soll nur gezeigt werden, wie sehr richtig es sein kann, wenn arbeitslose Männer die Kochkunst, wenn auch in einfachster Form, erlernen, wie sie dadurch sich und ihrer Familie schwere Tage etwas erleichtern können. Und sind nicht auch Pfadfinder, Soldaten und Sportsleute froh, wenn sie nicht ungewandt im Kochen sind? Wir vergessen zu leicht, daß das Herstellen von Nahrung in manchen Lebensumständen auch vom Manne gekonnt werden sollte, daß solche Kenntnis ihm jedenfalls zugute kommen kann. Und schließlich zeigt ja die Zunft der Köche, daß ein achtbares Gewerbe den Mann in die Küche führen kann. Hier soll nun nur berichtet werden, welche schöne Erfolge Kochkurse für arbeitslose Männer hatten.

Es wurden in Winterthur auf Anregung der Berufsberaterin Hannah Benz, in Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt und dem Frauenbund Winterthur erstmalig im Winter 1932/33 Kochkurse für arbeitslose Männer durchgeführt. Die Kursleiterin Luise Rilling schreibt uns darüber:

„Nachdem man sich die Sache reiflich überlegt hatte, wurde im Arbeitsamt ein kleiner Anschlag gemacht und die Männer wurden eingeladen, sich zu einer gewissen Stunde in der Kochschule anzumelden. Der Vorschlag fand Anklang und die Männer meldeten sich in Scharen. In der Zeit von einer Stunde hatten sich 96 kochfreudige Männer angemeldet. Sie wurden in 5 Kurse eingeteilt, morgens und nachmittags, je 3 Stunden.

Zur festgesetzten Zeit stellten sich die Kochjünger ein, mit Küchenschürze, Topflappen, Heft und Bleistift versehen. Und dann gings mit Freuden an die Arbeit. Und so war es fünf Wochen lang, jeden Tag. Mit Liebe und Freude haben die Schüler ihr einfaches Mahl zubereitet. Dann haben sie den Tisch gedeckt und nachher haben wir zusammen gegessen und uns dabei aufs Beste unterhalten. Alle möglichen Themas wurden hervorgesucht und zusammen besprochen. Nachher kam das Aufräumen der Küche mit Abwaschen, Boden putzen und allen Arbeiten, die es eben in einer Küche gibt. Ohne Murren wurden alle Arbeiten verrichtet von jüngern und ältern Schülern, von ledigen und verheirateten Männern.

Man hatte sie bei der Anmeldung ein wenig dem Alter nach eingeteilt, so gut es ging. Im ersten Kurs waren alle unter 30 Jahren, in den andern Kursen waren aber auch 40-, 45jährige, ja sogar ein 60jähriger Mann war dabei.

Die Männer waren sehr froh über diese Kurse, die einen haben die Kenntnisse gut zu Hause verwerten können; sie haben gekocht, wenn die Frau auswärts arbeitete; andere haben auch sonst zu Hause das Gelernte geübt. Die Frauen sprachen sich lobend aus, einige Männer erzählten mir, die Frauen sagten, die Männer machen ihnen jetzt dann bald Konkurrenz. Andere Frauen äußerten sich, sie seien so froh über die Kurse, weil sie dann wüßten, daß sich die Männer an einem guten Orte aufhalten. Für viele dieser Männer war es wirklich eine sehr schöne Zeit: sie haben dies immer und immer wieder bestätigt, wenn man sie später wieder traf.

Es ist wichtig, daß man in diesen Kursen den richtigen Kontakt findet, sind doch manche der Arbeitslosen durch ihre Lage sehr verbittert und argwöhnisch geworden. Man kann nicht vom hohen Katheder aus etwas dozieren wollen, sondern Lehrerin und Schüler müssen miteinander arbeiten; man muß die Lage dieser so eigenartigen „Schüler" verstehen, wenn man Gutes wirken will. Aber dann kann auch manches Samenkorn auf fruchtbaren Boden fallen und wachsen und Früchte bringen zu seiner Zeit.

Ich bin dankbar, daß ich diese Aufgabe übernehmen durfte, so schwer sie zum Teil auch war. Und nun sind schon im zweiten Winter solche Kurse abgehalten worden. Es hatten sich wieder ca. 70 Männer angemeldet, 8 von ihnen, letztjährige Kursteilnehmer, wollten den Kurs ein zweitesmal besuchen. Wir konnten nicht alle berücksichtigen, aber doch haben wir wieder drei Kurse abgehalten. Und sie wurden noch erfreulicher als letztes Jahr, denn ich hatte ja im ersten Jahr meine Erfahrungen sammeln müssen, die ich nun verwerten konnte. Am Schluß des Kurses haben mich die Männer so gebeten, mich nächstes Jahr wieder zur Verfügung zu stellen, wenn es noch nötig sein sollte. Und ich weiß, daß ich auch das dritte Jahr wieder solche Kurse erteilen würde, wenn ich darum angefragt würde." —

Diesem Bericht fügen wir, den „Werk-Mitteilungen" der Fabrik Sulzer, Winterthur, entnommen, noch einige Worte bei, die zeigen, daß die Kurse und ihr Erfolg auch von Männerseite Anerkennung fanden. Leider können wir die dort erschienenen hübschen Bilder aus dem Kurse nicht veröffentlichen. Es schreibt dazu ein E. W.:

„Es ist keine weibische und keine erniedrigende Sache, wenn männliche Arbeitslose kochen lernen, und es war gewiß eine glückliche Idee unserer Stadtväter, in der hiesigen Haushaltungsschule solche Kochkurse einzuführen. Wie manche Hausfrau wäre in diesen bösen Zeiten froh, wenn ihr stellenloser Mann, Sohn oder Vater zum Essen sehen würde, damit sie einer Arbeit oder einem Verdienst nachgehen könnte. Zu kochen verstehen, heißt sich selbst helfen können, selbständiger, sicherer werden, mehr wert sein. Not lehrt. Es ist nicht dasselbe, irgend eine Sache nur zu kritisieren, oder sie selber und besser machen zu können. Beispielsweise kann gewiß jeder ein Urteil darüber abgeben, ob Omletten gut oder fad, „schludrig" oder verbrannt sind; aber selber gute Omletten backen, verursacht schon einem großen Teil unseres „starken" Geschlechtes etliches Kopfzerbrechen."

Das Märchen vom Chlorophyll.

Ein Märchen für groß und klein.

Von J. Maschler.

Weißt du, warum die grüne Farbe den Menschen so gefällt, warum sie so anheimelnd, beruhigend auf uns wirkt, warum wir in zur Farbe der Hoffnung gemacht haben? — Ich werde dir ein Märchen erzählen. Es ist ein wahres Märchen, nur sind schon viele Jahrmillionen seither vergangen. Darum haben es die Menschen vergessen, nur ein eigenes, geheimnisvolles Gefühl der Geborgenheit unter einem grünen Blätterdach ist ihnen geblieben.

Weit, weit im Weltall, unsere besten Fernrohre reichen kaum bis dorthin, zieht ein großer, dunkler Planet seine uralte Bahn um die Sonne. Er ist so fern, daß wir nicht wissen können, wieso dort vor vielen, vielen Jahren ein eigenartiger grüner

verständlich, daß unsere Hausangestellte, auch wenn sie 25 oder 30 Jahre alt ist, ihre freie Zeit nach unserem Willen gestalten muß, selbstverständlich auch, daß jedermann, der öfter im Hause verkehrt, sie beim Vornamen ruft. Gewiß, es gibt auch Frauen, die sich bemühen im Mädchen einen vollwertigen Menschen zu sehen. Aber die alte, oben erwähnte Einstellung ist tief im Volke verwurzelt.

Säuglings- und Krankenpflegerinnen müssen, wie die Hausangestellte, sehr oft schmutzige Arbeit verrichten und doch gehören diese Berufe zu den am meisten geachteten. Der Grund der Mißachtung des Hausdienstes liegt also nicht in der Arbeit selbst. Liegt er nicht in der allzukargen Freizeit, die es einem „Mädchen" verunmöglicht, gleich den Schwestern in andern Berufen, am Leben teilzunehmen? Ich gebe zu, die Verhältnisse im Hausdienst liegen anders als in andern Berufen. Nie wird man die Arbeit im Haushalt schematisch gestalten können. Aber mit gutem Willen ließe sich manche Schwierigkeit beseitigen.

Wir sind nicht gewohnt, den Faktor: persönliche Freiheit des Mädchens in unsere Rechnung einzubeziehen „Das Mädchen hat sich unsern Verhältnissen zu fügen und damit basta." Sonst bekommen wir ja gute, deutsche Mädchen genug. Für unsern Haushalt könnte solche Ueberlegung angehen, aber für unsere weibliche Jugend, für unsere Volkswirtschaft können wir sie nicht gelten lassen. Ist es für unsere heiratsfähigen Schweizermädchen, für unsern Nachwuchs gleichgültig, daß trotz unseres Frauenüberflusses jährlich solch große Zahl von Ausländerinnen sich mit unsern Schweizern verheiratet. Ist es für die Volkswirtschaft gleichgültig, daß wir so viele Ausländerinnen als Arbeitskräfte für den Haushalt einführen, während unsere Töchter in den Schreibstuben sitzen und gleichzeitig Hunderte von männlichen Büroangestellten arbeitslos sind? Vielleicht könnten auch die Sparheftli-Guthaben all dieser ausländischen Hausangestellten für einen Volkswirtschafter interessant sein? Mädchen, die für den Haushalt einfach keine Lust haben werden wir nicht dazu bezwingen können sie sollen ruhig in andere Berufsarbeit gehen. Aber die andern, die vielen, die nur darum vom Hausdienst sich abwandten, weil sie nicht unter den geschilderten Bedingungen arbeiten wollen, diese andern wieder zurückzugewinnen, ist heute eine dringende volkswirtschaftliche Aufgabe der Schweizerfrauen.

Wir müssen umlernen.

Jahrhunderte alte Tradition wird nicht von heut auf morgen auszuschalten sein. Wir werden alle total umlernen müssen. Den Einwand vieler, daß unsere Schweizermädchen ja doch nicht mehr arbeiten wollen, lasse ich nicht gelten. Der große Zudrang zu den Pflegeberufen beweist das. Die Persönlichkeit dieser Pflegerinnen hat eben neben der Arbeit Raum, sich zu entwickeln. Geregelte Freizeit ermöglicht ihnen die Pflege eigener Interessen.

Wenn es uns gelingt, diese Möglichkeit auch im Rahmen der Hausarbeit einzuführen, so werden sich auch dem Hausdienst mehr und qualitativ bessere Kräfte zuwenden.

Ich weiß, daß viele Hausfrauen beim lesen dieses Artikels den Kopf schütteln und sagen: „Ums Himmelswillen, da könnte es einem ja passieren, daß man eine gebildete Hausangestellte bekäme, die als Dame behandelt sein möchte!" Diese Frauen stellen sich dabei noch immer den Durchschnitt der „besseren Töchter" des letzten Jahrhunderts vor. Nicht, daß diese Art ganz ausgestorben wäre, aber sie gedeiht in unserer Zeit doch selten. Der größere Teil unserer jungen Mädchen würde bei der Arbeit nicht weniger tapfer zwacken, als die Mädchen jenseits des Rheins. Aber ihre Persönlichkeit müßten wir besser respektieren.

Gehören die oben erwähnten, kopfschüttelnden Hausfrauen zum Teil nicht zu denjenigen, die unter dem Motto: „am besten nichts Neues", gegen alles sich sträuben, was neu ist, was nicht immer war? Gehören sie nicht zu denjenigen, die letzten Endes immer vom Wagen Zeit überfahren werden? Die mutigeren und einsichtigeren unter ihnen aber werden die aufgeworfenen Fragen prüfen und versuchen, mitzuarbeiten an einer Sache, die uns als Schweizerinnen, als Frauen, als Mütter, als Hausfrauen und nicht zuletzt als Menschen, alle so sehr angeht!

E. R.

Förderung der hauswirtschaftl. Bildung

wird bei uns, und nicht erst in jüngster Zeit, angestrebt. Dies Jahr aber soll allen Bestrebungen zur hauswirtschaftlichen Erziehung eine besondere Hilfe werden durch die Zuweisung des Ertrages aus der diesjährigen

Bundesfeiersammlung.

Die so hochwillkommene und notwendige finanzielle Hilfe ist es nicht allein, die uns Schweizerfrauen so besonders freut, auch die moralische Stützung aller Arbeit auf hauswirtschaftlichem Gebiete von seiten der gesamten Bevölkerung ist uns von größter Wichtigkeit. Es werden besonders die Fragen der Einführung und Beschäftigung unserer weiblichen Jugend in der Hauswirtschaft besonders interessieren und die Schweizer. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, wie auch die Kreise der Frauenorganisationen und der Berufsberatung werden Gelegenheit haben, das Interesse der Oeffentlichkeit auf die hauswirtschaftlichen Fragen zu lenken.

Bereits liegt eine sehr instruktive Broschüre vor mit wertvollem Text und hübschem Bildmaterial: die Mainummer der Zeitschrift Pro Juventute ist den Fragen der Hauswirtschaftlichen Ausbildung gewidmet, und enthält wertvolle Aufsätze, z. B. von E. Hausknecht: Zur Bessergestaltung der Verhältnisse im Hausdienst; H. Schaeffer: Die Haushaltlehre als grundlegende Vorbildung für andere Frauenberufe und für die Ehe; Dr. Maria Hagele: Die traditionsbedingte Einstellung der weiblichen Jugend zum Hausdienst. —

Gewiß wird Frau E. R. (siehe Art. „Ist Hausdienst ein Frauenberuf?" in der heutigen Nummer) wie auch manch andere Hausfrau mit Interesse dieses Heft lesen. (Zu bestellen beim Zentralsekretariat Pro Juventute, Seilergraben 1, Zürich. Red.)

Von der Porzellanfabrikation in der Schweiz.

Tönt das Wort Porzellan nicht wie ein feines zartes Läuten an Ihr Ohr? Ein Zauberwort und Zauberklang aus fernen Landen, ein Ton zum Träumen und Sinnieren! Tauchen nicht Erinnerungen auf an frohe Tafelrunden, an trauliche Tête-à-tête bei einem Täschchen Mokka, an die Teestunde im Kreise lieber Freunde. Schöne Erinnerungen verbinden uns mit der Vase aus der Jungmädchenzeit, reizende Schalen und Nippsachen, sorglich hinter Vitrinen aufbewahrt, an die vergilbten Stuben alter Verwandter. Porzellan! Heimliche Liebe des Sammlers, dessen Finger mit ehrfurchtsvoller Scheu zärtlich über ein längst ersehntes Stück streichen; Kummer und Tränen für ungeschickte Hände. Schönheit, die an die stets schöpferische Kraft des Menschen erinnert, Zerbrechlichkeit, welche an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt.

Die Entwicklung.

Vom fernen Osten gelangte das Porzellan erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach Europa. Vergebens waren jedoch alle Bemühungen es nachzuahmen. Erst im Jahre 1707 entdeckte der Alchimist Johann Friedrich Boettger ganz zufällig das Kaolin und erfand dann die Mischung, aus der das berühmte Meißner Porzellan geschaffen wurde. Nach und nach entstanden verschiedene Fabriken in Europa. In der Schweiz zuerst gegen Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Idyllendichter Salomon Gessner in Schoren am Zürichsee und in Nyon. Leider mußten beide Unternehmungen bald eingehen in Folge der damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse. Aber die spezielle Eigenart des Schoren Porzellan, dem schlichten, einfachen, aber gediegenen Sinn des Schweizer Wesens angepaßt, blieb erhalten. Es liegt ein wundervoller Charme in diesem Alt Zürcher Porzellan. Die Porzellanmasse ist von einer Tönung, wie sie keine andere Marke aufweist, dazu eine diskrete Bemalung und harmonische Farbenzusammenstellung, welche dieses Porzellan weitherum berühmt machte.

Daher war die Gründung einer schweizerischen Porzellanfabrik in bessern Zeiten, anfangs dieses Jahrhunderts, gegeben. Ausgerüstet mit den Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik, gilt auch hier als oberster Grundsatz das Bestreben, bei allen Erzeugnissen das Zweckmäßige mit dem Schönen zu verbinden durch gediegene praktische Formen, geschmackvolle und farbenschöne Dekors, sowohl beim einfachen Gebrauchsgeschirr für den täglichen Tisch, wie bei den schönen Services für festliche Gelegenheiten.

Die Herstellung.

Verfolgen wir den Werdegang dieser Fabrikation: Die zur Porzellanerzeugung nötigen Stoffe sind: Kaolin, Feldspat und Quarz. Diese Rohstoffe werden sehr fein gemahlen und mit Wasser zu einem Brei vermengt, der in der Filterpresse und der Schlagmaschine entwässert und gebrauchsbereit gemacht wird. Aus dieser Masse werden die einzelnen Gegenstände gegossen oder gedreht, teils durch Bearbeitung auf der Töpferscheibe, teils durch Abguß in entsprechenden Formen. Für jeden zu fabrizierenden Gegenstand wird zuerst vom Modelleur ein von Hand verfertigtes Modell hergestellt, nach welchem dann die erforderlichen Arbeitsformen in Gips gemacht werden. Die gegossenen und gedrehten Gegenstände bleiben stehen bis sie trocken sind. Dann werden sie bei 8—900 Grad im Ofen ausgeglüht. Aber sie sind noch durchlässig und müssen deshalb in eine Glasur getaucht werden, von wo sie für ca. 30 Stunden bei 1450 Grad Wärme in den Glattbrand gelangen. Dafür muß jeder Gegenstand in eine Chamottekapsel gestellt werden. Diese werden turmhoch aufeinander aufgebaut, in den Ofen gebracht und die Türe zugemauert. Nach zweitägiger Abkühlung wird das fertige weiße Porzellan aus dem Ofen genommen und sorgfältig nach Qualität sortiert. Nun beginnt die Ausschmückung, entweder Handmalerei, Buntdruck, Stahldruck und verschiedene andere Verfahren. Diese Farben werden im Muffelofen bei 800—900 Grad in die Glasur eingebrannt. Bei der Herstellung sind viele fleißige Frauenhände beschäftigt. Deshalb sollten wir Frauen es uns zur doppelten Pflicht machen, stets nach der Langenthaler Marke zu verlangen. Das Schweizer Porzellan kann heute unbedingt mit allen andern Marken konkurrieren. Es zeichnet sich durch sein blendendes reines Weiß aus, sodaß es ohne jede Verzierung in den zweckmäßigen Formen als Gebrauchsgeschirr für den täglichen Tisch stets wirkungsvoll ist.

Langenthal beschäftigt auch erstklassige Künstler, denn gerade im Reich des Porzellan ist es notwendig, daß Künstler und Fabrikant verständnisvoll zusammenarbeiten. Der freie, heitere Geist des Porzellans muß zur eigenen Geltung gelangen, die Dekoration soll sich dem anpassen und darf nicht durch allzu große Buntheit auffallen. Natürlich soll auch die Form Charakter aufweisen und die Bestrebungen unserer Zeit sind namentlich für das Gebrauchsgeschirr auf Sachlichkeit, Klarheit und doch Gefälligkeit gerichtet. Ueberall in einfacher wie feiner Aufmachung gilt das Bestreben, schweizerische Eigenart durch Schweizerkunst zum Ausdruck zu bringen.

Der gedeckte Tisch.

Es ist auch im Alltagsleben nicht unwichtig und bedeutungslos, wie der Tisch aussieht. In seiner Aufmachung erkennt man stets die Einstellung und den Ordnungssinn einer Hausfrau. Es gehört mit zu ihrer Aufgabe, ihren Geschmack zu kultivieren. Der Anblick von Schönem und Gepflegtem lenkt ab von den düstern Sorgen der Gegenwart, er beruhigt den von angestrengter Arbeit übermüdeten Menschen, auch das Auge muß seinen Genuß haben. Gutes, wenn auch einfaches Geschirr, einheitlich gehalten, eine kleine Blume als Tischgruß, sind die beste Ergänzung zum Essen, das uns erst dann richtig schmecken wird, wenn Anrichtung und Aufmachung das Auge erfreuen können. Denken Sie nur an ein düsteres Speiselokal und vergleichen Sie Ihren Familientisch damit und dann wissen Sie, daß es nicht nur an der Zubereitung der Mahlzeit allein liegt. Es ist gar nicht gleichgültig, wie und in welche Schüsseln die Speisen angerichtet werden. Wahllos zusammengestelltes Geschirr, gespaltene Platten, zersplitterte Tassen stoßen ab, verleiden das Essen und erwecken in uns Abneigung und Unzufriedenheit. Porzellan ist nicht nur ein Schmuck in jedem Haushalt, sondern auch eine immerwährende Beglückung, sofern man in eine richtige Beziehung zu ihm tritt und es nicht als bloße Notwendigkeit betrachtet. Eine blühende Industrie versorgt uns nun mit Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, die jeder Geschmacksrichtung und auch den so verschiedenen materiellen Umständen der Hausfrau Rechnung tragen.

Hg.

Für die Hausfrau.

Porzellan- und Emaillegeschirr kann man unbedenklich beim Abwaschen lange im Wasser liegen lassen. Aber weder Silberzeug, noch Aluminium- noch Gußeisenpfannen dürfen längere Zeit im Wasser eingeweicht werden.

*

Emaillierte Flächen reinigt man vorteilhaft mit Wasser, in dem Zwiebeln gekocht wurden. Man benötigt dann keine Seife.

*

Staubige und schmutzige elektrische Birnen, die ein schlechtes Licht geben, können sehr gut abgewaschen werden. In lauwarmes Wasser gießt man etwas Salmiakgeist und wäscht mit diesem Gemisch die Birne ab. Es darf jedoch nur das Glas naß gemacht werden.

*

Reibeisen sollten nach Gebrauch nicht gewaschen werden. Man stelle sie in den kalten Backofen und bürste sie später leicht ab. Besonders empfehlenswert nachdem Zitronen gerieben wurden.

Was sagt die Leserin?

Eine verspätete Betrachtung zum Muttertag

wird uns von einer „langjährigen Abonnentin" zugesandt:

„In der Woche vor dem 13. Mai fiel mein Auge beim Zeitungslesen auf Aufsätze wie: „Der Sinn des Muttertages", „Für oder gegen den Muttertag". Ich las mehr oder weniger gute Poesie, in welcher die Mutter besungen wurde. Inserate luden ein, Geschenke auf den Muttertag zu kaufen. Zeitschriften brachten Bilder kinderreicher Mütter. Ich fragte mich, ob das gut und richtig sei und kam zum Schluß, der neu geschaffene Festtag sei ein Mißgriff. Warum, das möchte ich mit einigen Worten erklären.

Die meisten Mädchen wünschen sich als Lebensaufgabe Ehestand und Mutterschaft. Ist ihnen diese Aufgabe zu teil geworden, so ist die freudige, gewissenhafte Ausübung der Pflichten, die damit zusammenhängen, eine Selbstverständlichkeit, die allerdings oft Selbstverleugnung und immer Arbeit und Mühe auferlegt. Für den Beruf aber, für den man sein Leben und sein Bestes einsetzt, bedeutet es eine Profanation, wenn er an einem bestimmten, kalendarisch festgesetzten Tag verherrlicht wird. Ungezählte Mütter feiern an irgend einem Tag des Jahres, sei es allein in aller Heimlichkeit oder in frohem Familienkreis ihren Muttertag. Eigentlich sollte es so sein, daß sie ihn täglich ein wenig feiern, indem sie dafür sorgen, daß ihre Buben und Mädchen in harmonischen Verhältnissen heranwachsen, in denen gegenseitige Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft von frühester Jugend an dem Kinde als selbstverständliche Alltäglichkeit erscheinen. Das ist im einfachsten Haushalt so gut möglich, wie im wirtschaftlich besser gestellten.

Und wenn nun für die Mutter etwas besonderes geplant werden soll, so dünkt mich, das geschehe schon seit Jahrhunderten anläßlich des Weihnachtsfestes. So wie wir Schweizer es feiern, ist es doch bestimmt ein Muttertag! Diejenigen Kinder, ob klein, schulpflichtig oder erwachsen, gehören zu den Ausnahmen die nicht wochen- und tagelang mehr oder weniger heimlich, nach ihren Fähigkeiten und Mitteln eine Ueberraschung für die Mutter vorbereiten.

Da die Wesensart der Menschen ja sehr verschieden ist, wirkt natürlich der Gedanke öffentlich gefeiert zu werden, auf die Mütter sehr verschieden. Die eine Mutter wird es mit Freuden und Selbstverständlichkeit annehmen, eine zweite wird es direkt ablehnen, wobei die Gründe sehr verschieden sein können: und eine dritte wird es, um nicht Spielverderberin zu sein, mit lächelndem Gesicht, innerlich etwas bedrückt, über sich ergehen lassen.

Zum Schluß noch eine Frage. Wie viele mütterlich veranlagte Frauen gibt es, die keine eigenen Kinder besitzen? Frauen, die z. T. die Kinder der gefeierten Mütter betreuen oder bei denen Kinderlosigkeit die Tragik ihres Lebens bedeutet. Viele, sicher sehr viele gibt es. Ist es nötig, daß sie an einem bestimmten Tag auf ihre glücklicheren Schwestern besonders aufmerksam gemacht werden? Da muß die feinfühlende Mutter wohlgeratener Kinder berechtigte Gewissensbisse empfinden, öffentlich, ich betone immer das „öffentlich", gefeiert zu werden, für etwas, was sie im Grunde ihres Herzens erhofft und gewollt hat.

Laßt uns Müttertage feiern, aber feiern wir sie, wenn sich ein Anlaß dazu zwanglos bietet, nicht ausgerechnet an dem dazu ausgewählten Sonntag im Mai."

R.

Ziel und Zweck der britischen Hausfrauenbewegung.

Die britische Hausfrauenvereinigung veröffentlicht ein Flugblatt, dessen Inhalt in kurzer Form die segensreichen Bestrebungen der Hausfrauenvereinigung kennzeichnet. Zu unserer Genugtuung erkennen wir daraus, daß die Ziele der Hausfrauenvereinigungen anderer Länder die ähnlichen sind wie die unsrigen. In elf Punkten ist das Arbeitsprogramm zusammengefaßt und lautet folgendermaßen:

Wir arbeiten für die Verbesserung aller Dinge, die den Haushalt betreffen.

Wir verhindern den Handel, verfälschte Nahrungsmittel in Umlauf zu bringen.

Wir fördern einen Handel mit ungefälschten Nahrungsmitteln.

Wir erstreben angemessene Preise für alle Haushaltsartikel.

Wir heben den Inlandshandel.

Wir sind bemüht, die Hauswirtschaftswissenschaft zu pflegen und den Stand der Hausfrau und Heimgestalterin zu heben.

Wir verfassen und verteilen Benachrichtigungen über wichtige Haushaltsangelegenheiten an die Hausfrauen.

Wir fordern:

1. den Bau von arbeitsparenden Häusern und den richtigen Gebrauch arbeitsparender Geräte,
2. die Ausbreitung des Gebrauchs elektrischer Kraft, des Gases und des Telephons,
3. jedwede praktischen Pläne für die zentrale Versorgung mit Warmwasser.

Wir vermitteln Beschäftigung für Frauen und Mädchen in allen möglichen Zweigen der Haushaltungen. Durch diese Vermittlung von Beschäftigung und Berufen wird die Zahl der Arbeitslosen vermindert, dadurch wieder Steuern und Abgaben gedrückt, der legitime Handel gefördert.

Wir arbeiten mit allen anderen Vereinigungen, deren Arbeitsgebiete die unsrigen berühren und vermeiden jede Ueberschneidung der Arbeit.

Wir arbeiten im guten Einvernehmen mit den Hausfrauen anderer Nationen, um von ihren Erfahrungen Nutzen zu ziehen und eine internationale Freundschaft zu knüpfen.

Alles schon dagewesen.

Goethe und die Hausdienstfrage.

Auch Goethe hatte seine Dienstbotennot. Er hatte sich einmal schwer über eine seiner Köchinnen geärgert und schrieb ihr bei Abgang das Zeugnis: „Charlotte Boyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten und ist ausersten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu kochen und zu handeln, Sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verbeißt sie ihre Mißbienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer anderen verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeiverordnung hiermit ohne Rücksicht bezeugen wolle." — Die also gekränkte Charlotte zerriß in einem Wutanfall dies Zeugnis und streute die Schnipsel in den Zimmern des Großen umher. Er aber sammelte sie auf und schickte sie mit einem wohlgefaßten Brief „an das Polizeikollegium in Weimar", und dadurch wurden diese Nöte des Großen und die Untaten der Charlotte Boyer der Nachwelt aufbehalten!

Ella Boeckh-Arnold.

Esset Käse, trinket Milch!

So ertönt der Ruf landauf, landab. Wir wissen warum. Die milchwirtschaftlichen Organisationen der Schweiz sagen darüber in einem Merkblatt:

„Die Schwierigkeiten im Export milch- und landwirtschaftlicher Produkte sind bekannt. Fehlende Kaufkraft, gewaltige Vermehrung der Eigenproduktion in fast allen Staaten, Schutzmaßnahmen der Regierungen gegen Einfuhr fremder Lebensmittel, Kontingentierungen, Devisenschwierigkeiten u. a. m. führten zu einem starken Rückgang des Exportes. Speziell der Absatz von Käse wurde durch die seitens der umliegenden und überseeischen Staaten getroffenen Abschrankungen sehr stark betroffen, so daß der Absatz in keinem Verhältnis zu der vorhandenen Produktion steht. Wenn es nicht gelingt, die Lager durch vermehrten Inlandkonsum zu entlasten wird dies für die schweizerische Milchwirtschaft ruinöse Folgen haben, indem eine Fabrikationsumstellung im Verhältnis zum Rückgang des Exportes vielfach nicht möglich ist."

Eine schweiz. Tagung für neuzeitlichen Milchausschank hat sich kürzlich hauptsächlich mit dem vermehrten Milchausschank an Schulen, Volksfesten, Manövern, auf Bauplätzen, in Wirtschaften befaßt. Heute ergeht der Ruf an die Hausfrauen und lautet: „Jede Woche eine Käsespeise, eine nationale Tat, für die gute Schweizer Hausfrau heute eine Selbstverständlichkeit! Anregungen zum Verbrauch von Käse werden in einem hübsch ausgestatteten Rezeptbüchlein verbreitet. (Herausgeber Schw. Käseunion, Bern). Wir kennen den hohen Nährwert von Milch und Milchprodukten. Helfen wir also mit, daß Ueberfluß nicht Sorge, sondern Segen bedeuten könne.

Kleine Rundschau.

In Hamburg wurde vor einiger Zeit eine Frauen-Wirtschaftskammer eingerichtet. Es wird, wie berichtet, nunmehr beabsichtigt, derartige Frauenkammern als Körperschaften des öffentlichen Rechtes im ganzen Reiche einzuführen.

In Dänemark ist ein Lehrstuhl für Hauswirtschaftslehre gegründet worden. Es wird somit in Zukunft möglich sein, an dieser Abteilung den Doktortitel für hauswirtschaftliche Wissenschaften zu erhalten. Die Kurse sind nicht für Frauen reserviert, sondern auch den männlichen Studenten offen, welche sich diesem Lehrstoff zuwenden wollen.

Ueber die Wahl und die Anwendung von Porzellankitten.

Nur wenige wissen, daß Porzellan, je nach seiner Qualität, sehr verschiedene Neigung zum Zerbrechen hat. Erst die Erfahrung zeigt Güte und Fehler. Und handelt es sich darum, einen Schaden wieder gut zu machen, so ist auch hier für die meisten die Wahl des geeigneten Klebstoffes ein Zufallsentscheid. In solchen Fällen verdient das Fabrikat das meiste Vertrauen, das sich auf amtlich beglaubigte Versuche oder Atteste stützen kann. Versuche der Eidgen. Materialprüfungsanstalt Zürich zeigten daß zwei Schweizerprodukte (Cementit & Resisto) besonders brauchbar sind. Nach andern Versuchen zerbrach ein gekitteter Faience Teller erst bei einer Belastung von 72 Kilogramm (weil sich der Haken aufbog).

Die besten wasserfesten Klebkitte enthalten eine celluloidartige Substanz und trocknen schnell, farblos und klar. Sie kleben sowohl auf Glas wie auf Porzellan, Ton, Steinen, Holz, Metallen, Hartgummi usw. usw.

Den besten Erfolg geben reine trockene Flächen, die mit Kitt bestrichen und nach schwachem Antrocknen zusammengepreßt werden. Poröse Substanzen, wie Ton und Holz, kleben noch besser, wenn sie unmittelbar vor dem Kittanstrich mit Aceton besenchtet werden. Ein häufiger Fehler ist die allzu geringe Trocknungszeit vor der Prüfung der Wasserbeständigkeit. Qualitativ hochwertige Klebkitte sind zwischen nichtporösen Flächen erst nach ca. 8 Tagen genügend trocken.

Stoff entstanden ist. Winzige kleine Körnchen, die denken konnten. Ja wirklich, sie konnten denken, wie wäre es sonst möglich, daß sie sich auf diesem kalten, düsteren Planeten unbehaglich fühlten und auszuwandern beschlossen? Mittlings setzten sich einige auf einen Lichtstrahl und flogen in die Welt, der Sonne entgegen. Anfangs wollten sie zur Sonne, aber am Wege erblickten sie einen kleinen Ball, der ihnen besser gefiel. Eine kaum schützende Atmosphäre umhüllte ihn, feuchte Wolken milderten die Glut der Sonnenstrahlen und spielten in den herrlichsten bunten Farben.

„Hier wollen wir uns niederlassen", sagten die Körnchen und stiegen auf unserer Erde ab. Bald begannen sie sich zu betätigen. Aus Wasser, Luft, fetter Erde bauten sie mit Hilfe der Sonnenstrahlen Stoffe, die unsere besten Chemiker noch immer nicht erzeugen können. Das Eiweiß, Protoplasma, die ersten Zellen. Die taten sich zu Gemeinschaften zusammen, bildeten Staaten, Lebewesen, Tiere, Pflanzen, Menschen. Auch jenen Astronomen Herschel haben sie gebildet, der als erster sein Fernrohr nach dem dunklen Planeten richtete, von dem sie herkamen, nach jenem Uranos, der noch immer von den vielen Körnchen grün schimmert, und haben so selbst ihre eigenen zurückgebliebenen Brüder entdeckt. Wandern sie noch immer aus? Haben sie sich ein neues Absteigquartier ausgesucht? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich: Warum wir die grüne Farbe lieben, warum wir uns im Grünen so wohl fühlen. Weil diese grünen Körnchen, die noch immer in jedem Blatt, in jeder Pflanze unermüdlich arbeiten, uns das Leben aus dem fernen Raum auf die Erde gebracht haben. Und darum packt uns auch eine so mächtige geheime Sehnsucht, wenn wir in den gestirnten Himmel blicken, denn dort am Uranos liegt unsere längst vergessene Heimat.

J. Maschler